

5 Methodologische Zwischenbetrachtung

Während bei den bisherigen Überlegungen der soziologische Begriff der Wissenschaft im Zentrum stand, beschäftigt sich das folgende Kapitel mit dem komplementären Begriff der Praxis. Dieser soll in das Scheinwerferlicht der empirischen Forschung gerückt werden,¹ um die oft unreflektierte und floskelhafte Referenz auf eine Differenz von ›Wissenschaft‹ und ›Praxis‹ soziologisch aufzuschließen. Gerade die scheinbare Trivialität des Gegenstandes ›Praxis‹ erfordert begriffliche und methodologische Reflexionen darüber, was diesen Gegenstand ausmacht, und die begründen, weshalb es sinnvoll ist, ihn kommunikationstheoretisch zu fassen.

Das Kapitel dient weiter dazu, die in den historisch-soziologischen Semantikanalysen der nächsten drei Kapitel verwendete Methodik zu erläutern. Drei Punkte stehen dabei im Vordergrund. Erstens wird erläutert, wie im Schnittpunkt der Begriffsgeschichte, der linguistischen Semantik und der Wissenssoziologie in den letzten Jahren eine interdisziplinäre Forschungsperspektive sichtbar geworden ist, die zwischen Semantik- und Diskursanalyse oszilliert, ohne aber auf diese oder jene reduzierbar zu sein (Kap. 5.1). Die damit gewonnene analytische Strategie ermöglicht es zweitens, den *Praxisbegriff* aufzugeben und ›Praxis‹ stattdessen als eine vielschichtige historische Semantik zu fassen. Ausgehend von dieser Konzeptualisierung wird die These formuliert, dass man es mit einer in vielfältigen Praxisdiskursen kondensierten generalisierten Fremdreferenz des Wissenschaftssystems zu tun hat (Kap. 5.2). Drittens wird gezeigt, dass diese Praxisdiskurse sich der empirischen Forschung in Form von semantischen Feldern präsentieren. Neben der Wortfeldtheorie gilt es in diesem Zusammenhang auch an die klassischen Methoden der Semantikanalyse, d. h. die Semasiologie und Onomasiologie, zu erinnern (Kap. 5.3). Mit Hilfe dieser begrifflichen und methodologischen Reflexionen wird am Ende die Frage operationalisiert, ob und inwiefern Praxisdiskurse analog zu den in der traditionellen und ideologiekritischen Wissenschaftsforschung im Fokus stehenden Autonomiediskursen als Strukturmomente eines ausdifferenzierten Wissenschaftssystems begriffen werden können.

1 Die Metapher lehnt sich an Popper (1998) an, der ein »Kübelmodell« und ein »Scheinwerfermodell« der Erkenntnis unterscheidet. Letzteres impliziert, dass wissenschaftliche Beobachtung darauf beruht, sich dem Gegenstand zielstrebig, d. h. theoriegeleitet zu nähern.

5.1 Zum Verhältnis von Semantikanalyse und Diskursanalyse

Der im letzten Kapitel dargelegte Schwerpunkt auf Semantiken und Diskurse impliziert nicht nur eine spezifische theoretische Perspektive, sondern auch ein entsprechendes methodisches Programm. Dieses kann in erster Annäherung als eine Kombination von Semantikanalyse und Diskursanalyse beschrieben werden – allerdings weniger im Sinne eines standardisierten Auswertungsverfahrens als im Sinne einer heuristischen Strategie zur theoriegeleiteten Exploration von textförmigen Materialien. In Anlehnung an Dietrich Busses Konzeption der historischen Semantik als »eine Art Wissensgeschichte, eine Geschichte des gesellschaftlichen Sich-bewußt-Werdens sozialer und historischer Tatsachen« ist es möglich, auch die in der vorliegenden Arbeit interessierenden Autonomie- und Praxisdiskurse als »Architekturen des Wissens« zu betrachten (2005a: 43). Somit geht es hier, wie in der historischen Semantik, zunächst um »eine Analyse der Bedingungen und Strukturgefüge, in denen sich gesellschaftliches Wissen entfaltet« (ebd.: 43). Während sich Busse allerdings auf eine soziologisch wenig reflektierte Gemeinschaft von »sprachverstehenden Individuen« bezieht, erfordern im engeren Sinne soziologische Analysen eine präzisere Form der Kontextualisierung der rekonstruierten Sinnzusammenhänge.

Karl Mannheim bestimmt das Erkenntnisinteresse der Wissenssoziologie als Erforschung der Korrelation »zwischen Wissensarten, Wissensgehalten und bestimmten tragenden sozialen Gruppen und sozialen Prozessen« (1965: 232) und vermutet, »daß die Seinslage nicht nur das historische Entstehen der Gedanken betrifft, sondern konstitutiv in das Denkergebnis hineinragt und in dessen Inhalt und Form irgendwie erscheint« (ebd.: 239). Der primäre Unterschied zwischen linguistisch orientierter historischer Semantik und Wissenssoziologie besteht also darin, dass letztere die Wissensformen nicht einer abstrakten Sprachgemeinschaft zuschreibt, sondern konkreteren sozialen Formationen. Dies gilt nicht zuletzt für die Wissenssoziologie Niklas Luhmanns, in der das, was bei Mannheim Seinslage heißt, einerseits als *Differenzierungsstruktur*, andererseits als *Systemreferenz* gefasst wird (vgl. oben, Kap. 4.3 und 4.4). Als Differenzierungsstruktur der Moderne vermutet Luhmann eine die stratifikatorische Differenzierung ablösende funktionale Differenzierung, so dass als Systemreferenz insbesondere die im Verlauf des Modernisierungsprozesses ausdifferenzierten Funktionssysteme in Betracht kommen. Für die vorliegende, mit dem Funktionssystem der Wissenschaft befasste Arbeit bedeutet das, die empirisch rekonstruierbaren Autonomie- und Praxisdiskurse in Beziehung zu setzen mit den Strukturen wissenschaftlicher Kommunikation.

Die methodischen Probleme einer so verstandenen wissenssoziologischen Forschung sind im wesentlichen dieselben wie die der Begriffsgeschichte und der Diskursanalyse und gründen unter anderem darin, dass ein entsprechendes

Erkenntnisinteresse die kognitiven Grenzen der einzelnen Disziplinen sprengt, also weder von der Geschichtswissenschaft, noch von der Linguistik, noch von der Soziologie allein gestemmt werden kann. Angesichts des komplexen Zusammenhanges von gesellschaftlicher Semantik und Strukturen des Wissens stellt Busse die Frage, ob dieser sich dem wissenschaftlichen Zugriff nicht schlicht entziehe. Die forschungspraktischen Probleme seien derart gewaltig, dass sie eine »methodische Skepsis« nahelegen, wie sie etwa von Michel Foucault kultiviert worden sei (Busse 2005a: 49 f.; vgl. auch Stäheli 2010: 226). Dies, so Busse weiter, dürfe aber keine Ausrede für das Ausbleiben systematischer Wissensanalysen sein. Die Strukturkomplexität des Gegenstandes müsse vielmehr durch methodische Stringenz, Überlegtheit und ständige Selbstprüfung kompensiert werden. Entsprechend gelte es, sowohl die Grenzen wie die Möglichkeiten historischer Semantikanalysen im Blick zu behalten:

»Diese sachlichen Probleme des tendenziell unendlich untereinander vernetzten gesellschaftlichen Wissens zeigen, daß es eine objektive Explikation epistemischer Strukturen gar nicht geben kann. Vielmehr entfaltet sich eine sprachbezogene Wissensanalyse in Perspektiven, in denen spotlightartig bestimmte Aspekte und Bezugslinien hervorgehoben werden, denen andere (prinzipiell ebenfalls anzunehmende und möglicherweise gleichrangige) Bezugslinien geopfert werden müssen.« (Busse 2005a: 51).²

Folgt man dieser Einschätzung, dann bedeutet der Verzicht auf Objektivität noch lange keine Willkür der Analyse. Ähnlich argumentiert Rainer Diaz-Bone (2005), der die Foucaultsche Diskursanalyse als eine »interpretative Analytik«³ verteidigt und betont, dass es bei der Untersuchung von Wissensordnungen und Wissenspraktiken darum gehe, deren soziale Konstitution nicht einfach zu behaupten, sondern empirisch aufzuweisen. Das forschungspraktische Vorgehen fasst er wie folgt zusammen:

»Praktisch beginnt die Analyse, indem sie sich (mit ihrer erweiterten Vortheorie ausgestattet) provisorisch in einen Korpus von Aussagen hineinbegibt und versucht, nach und nach das Regelsystem und die semantische Grundstruktur einer diskursiven Praxis herauszuarbeiten. Diese Analytik ist als praktische Interpretationsarbeit im Aussagenmaterial abduktiv – vom Material auf die Bildungsregel schließend [...]. [Diese] Rekonstruktionsarbeit [ist] selber eine permanente Rekonstruktion, erste Resultate werden kontinuierlich rekursiv an anderen Aussagen überprüft und angepasst, die nach und nach herausgestellten Formationsregeln werden untereinander in Beziehung gesetzt und nach und nach auf ihre allgemeineren Prinzipien hin verdichtet.« (Diaz-Bone 2005: 186).

Dennoch hinterlässt das Diktum der Unmöglichkeit einer objektiven Auswertung von gesellschaftstheoretisch einschlägigem semantischem Material ein Gefühl der Unsicherheit, zumal es in der Soziologie bewährte qualitative Methoden gibt, die eben jenen Objektivitätsanspruch aufrechterhalten. Zu denken ist

2 Siehe dazu auch Busse/Teubert (1994: 23), denen zufolge in jeder Diskurs- und Semantikanalyse ein »Rest von Nicht-Objektivierbarkeit verbleibt«.

3 Diese Lesart geht auf Dreyfus/Rabinow (1987) zurück.

hier an hermeneutische Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung, die sich in der Feinanalyse protokollierter Kommunikation bewährt haben.⁴ Allerdings sind solche Analysen derart aufwändig, dass sie eine Begrenzung des Korpus auf wenige Interaktionsprotokolle oder Schlüsseltexte erzwingen und eben dadurch ein Wissen darüber voraussetzen, welches Untersuchungsmaterial der verfolgten Fragestellung angemessen ist. Da sich die vorliegende Arbeit aber für einen weitläufigen und auf den ersten Blick diffusen Sinnzusammenhang interessiert – Autonomie- und Praxisdiskurse im Kontext wissenschaftlicher Kommunikation – und darüber hinaus den historischen Wandel der damit aufgerufenen Semantiken berücksichtigen möchte, ist es unabdingbar, sich nicht a priori durch eine Festlegung auf einen virtuellen Korpus (vgl. Busse/Teubert 1994: 14) auszuwertenden Materials zu beschränken. Gerade die Frage nach der Strukturelevanz von Praxisdiskursen verlangt eine vorsichtige explorative Annäherung, die weder die Vielschichtigkeit und Heterogenität des Phänomens, noch seine historischen Variationen vernachlässigt. Erst wenn sich die Konturen der interessierenden Diskurse deutlicher abzuzeichnen beginnen, wird es möglich, diese mittels exemplarischer Feinanalysen einer methodisch kontrollierten Untersuchung zuzuführen. Das Anliegen der vorliegenden Arbeit ist es, diesen Punkt zu erreichen, also Praxisdiskurse vis-à-vis von Autonomiediskursen überhaupt erst als Forschungsgegenstand zu erschließen und zu zeigen, wie diese funktional in das soziale System der Wissenschaft eingebettet sind. Damit ist das Erkenntnisinteresse demjenigen der klassischen qualitativen Sozialforschung gewissermaßen vorgelagert; es geht hier nicht um eine dichte Beschreibung eines Ausschnittes der sozialen Welt der Wissenschaft, sondern darum, einen bislang nicht systematisch beobachteten Aspekt dieser Welt zuallererst in seiner Strukturelevanz sichtbar zu machen.

Wie aber kann man sich eine explorative Analyse von Praxisdiskursen vorstellen? Der bloße Hinweis auf Semantik- und Diskursanalysen hilft hier nicht weiter, denn diese sind, wie angedeutet, selbst oft eher programmatischen als forschungspraktischen Charakters. Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen ist die im letzten Kapitel entwickelte Unterscheidung des Semantik- und Diskursbegriffs. Zur Erinnerung: *Semantiken* werden als sichtbare Oberfläche von Diskursen, *Diskurse* wiederum als Strukturen von Systemen verstanden. Um ausgehend von der Semantik der Wissenschaft etwas über die Strukturen des Wissenschaftssystems herauszufinden, muss erstens die diskursive Ord-

4 Für einen Überblick siehe Bohnsack (2008). Vor dem Hintergrund des in der vorliegenden Arbeit verfolgten systemtheoretischen Ansatzes ist hervorzuheben, dass in der Literatur einerseits auf eine besondere Passung von Systemtheorie und objektiver Hermeneutik (Bora 1994; Schneider 1995; Sutter 1997), andererseits auf eine mögliche »Versöhnung« der Systemtheorie mit Bohnsacks dokumentarischer Methode (Vogd 2005) hingewiesen wurde.

nung der Semantik untersucht werden, woraufhin zweitens die Funktion der so rekonstruierten Diskurse für die autopoietische Reproduktion des Funktionssystems thematisiert werden kann. Aus diesem Grunde ist die Semantikanalyse der Diskursanalyse logisch vorgeordnet, auch wenn sich das Interesse an bestimmten Semantiken in der Forschungspraxis meist erst aus dem Interesse an bestimmten Diskursen ergibt. So ja auch in der vorliegenden Arbeit: Das Interesse an Autonomie- und Praxisdiskursen ist nicht zu trennen vom Interesse an der konkreten Semantik von ›Wissenschaft‹ und ›Praxis‹, genauer: vom Interesse an Semantiken, die sich plausiblerweise als Momente von Autonomie- und Praxisdiskursen interpretieren lassen.

Während Diskurse in den Sozial- und Kulturwissenschaften als eigenständige und komplexe soziale Entitäten erscheinen, die sich einem exakten methodischen Zugriff entziehen,⁵ handelt es sich bei Semantiken um verdichtete und damit verhältnismäßig kompakte sprachliche Artefakte, zu deren Erforschung insbesondere auf linguistische und begriffsgeschichtliche Methoden zurückgegriffen werden kann. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass die Soziologie hierbei keine Rolle spielt. Vielmehr fungiert der Begriff der Semantik, ähnlich wie der Diskursbegriff, als eine Art Medium interdisziplinärer Methodologie. So betont auch der Sprachwissenschaftler Busse, dass Semantikanalysen die soziale Dimension der Sprache schlecht ausblenden können. Zwar stelle die strukturalistische Linguistik traditionell den Systemaspekt von Sprache in den Vordergrund, doch schon Saussure habe keinen Zweifel daran gelassen, dass die Sprache immer auch ein *fait social* sei (vgl. Busse 2005b: 21). Sprachwissenschaft, so Busse, ist immer auch Sozialwissenschaft:

»Gerade die Semantik macht deutlich, dass eine Analyse der Sprache und ihres Funktionierens ohne ständige Bezugnahmen auf die Situationen und Kontexte des Sprachgebrauchs, die ja letztlich stets sozial bestimmt sind, dem Forschungsgegenstand nicht gerecht werden kann. Zudem hat jede semantische Theorie und Analyse die Interpretationsbezogenheit sprachlicher Bedeutungen zu berücksichtigen, die notwendig den Bezug der Zeichen zu den Zeichenbenutzern mitsamt ihren Absichten, Vorverständnissen, Wissensprägungen voraussetzt, und damit ein durch den gesellschaftlichen Verkehr geprägtes Moment der Sprache.« (Busse 2005b: 26).

5 Deutlich wird dies an den zahlreichen Versuchen, den Diskursbegriff so knapp wie möglich zu definieren und zugleich die Vielschichtigkeit des Foucaultschen Erbes zu berücksichtigen. So etwa Bublitz: »›Diskurs‹ steht mithin für die Eigendynamik semantischer und kultureller Prozesse, die, auf materielle Anordnungen des diskursiv Konstruierten bezogen, ›mit einem komplexen System von materiellen Institutionen verbunden sind und nicht losgelöst davon betrachtet werden können‹ [...]. Darin konstituieren Diskurse eine Materialität, die sich nicht auf die rein semiotischen Aspekte von Aussagen beschränkt oder sich als Macht entpuppt, ›die aus puren Worten Welten schaffen kann‹ [...]. Vielmehr wird im Diskurskonzept auf eine eigenständige Materialität diskursiver Praktiken abgehoben. In ihnen verschränken sich Diskursives und Physisches, Semantisches und Sozio-Technisches ineinander.« (Bublitz 2003: 7).

Auch wenn hier nicht der Ort für eine fundierte Rezeption der linguistischen Semantik ist, so soll doch kurz illustriert werden, inwiefern diese fast automatisch in eine historische und soziologische Semantikanalyse übergeht. In einem einschlägigen Lehrbuch wird die Semantik in einer ersten Annäherung definiert als »die Wissenschaft von der Bedeutung einfacher oder zusammengesetzter sprachlicher Ausdrücke, die losgelöst von jedem konkreten Äußerungskontext für sich genommen werden« (Löbner 2003: 13). Über diese von allen sozialen Aspekten gereinigte Minimaldefinition hinaus, so liest man weiter, beschäftigt sich die Semantik auch »mit dem Zusammenhang zwischen Ausdrucksbedeutung und Äußerungsbedeutung, das heißt der Bedeutung, die ein Ausdruck annimmt, wenn er in einem konkreten Äußerungskontext verwendet wird« (ebd.: 13). Bereits hier ist ersichtlich, dass die Grenzen zwischen linguistischer Semantik und linguistischer Pragmatik fließend sind.⁶ Komplizierter wird die Sache, wenn die untersuchten Ausdrücke nicht der Alltagssprache entnommen werden, sondern unabhängig von ihrem Äußerungskontext auf hochverdichtete soziale Sinnzusammenhänge verweisen. Für diesen Fall hatte Reinhart Koselleck vorgeschlagen, zwischen *Worten* und *Begriffen* zu unterscheiden: »Ein Wort wird zum Begriff, wenn die Fülle eines politisch-sozialen Bedeutungs- und Erfahrungszusammenhanges, in dem und für den ein Wort gebraucht wird, insgesamt in das eine Wort eingeht« (1978: 29).⁷

Am Beispiel der für die vorliegende Arbeit zentralen Semantik der Nützlichkeit lässt sich veranschaulichen, wie sich eine Semantikanalyse ihrem Gegenstand nähert. Zunächst ist ›Nützlichkeit‹ schlicht ein Wort und damit ein *Signifikant*, dem in der Alltagssprache eine bestimmte Bedeutung oder Vorstellung, d. h. ein *Signifikat* zukommt. Der Bedeutung des Ausdrucks ›Nützlichkeit‹ nähert sich die *kognitive Semantik* dann mit der Frage, was in den Köpfen der Sprachverwender abläuft, wenn sie die Laut- oder Buchstabenfolge ›Nützlichkeit‹ hören oder lesen, während die *strukturelle Semantik* von

6 Goddard formuliert das Problem der Unterscheidung von Semantik und Pragmatik wie folgt: »Distinctions like this may sound clear enough in theory, but when it comes down to practical applications there is often disagreement about where the line should be drawn. Much of it stems from disagreement about the criteria for stating and testing semantic meaning. Some linguists, such as Fillmore, Langacker, and Lakoff, argue that it makes no sense to draw a hard and fast distinction between semantics and pragmatics, just as it makes no sense (they say) to draw a rigid distinction between linguistic and real-world knowledge. In any case, even assuming that semantics and pragmatics are conceptually distinct fields of study it is obvious that they must be very closely integrated if we are ever to achieve a satisfying theory of linguistic communication« (Goddard 1998: 15 f.).

7 Für eine zusammenfassende und kritische Diskussion dieser Unterscheidung siehe Stäheli (2000: 186–196) und Bödeker (2002: 85–97). Siehe weiter Wiehl (2003: 87–93), der den Begriffsbegriff der Begriffsgeschichte »zwischen Wort und Idee« verortet. Dieselbe Unterscheidung klingt schließlich auch bei Luhmann an, der die *gepflegte Semantik* von der *Alltagssemantik* abgegrenzt (vgl. oben, Kap. 4.3).

den Köpfen absieht und danach fragt, in welcher Beziehung das Wort ›Nützlichkeit‹ mit anderen Wörtern des Sprachsystems steht und in welcher Weise die Bedeutung dieses Wortes eingebettet ist in ein semantisches Feld weiterer Bedeutungen.⁸ Beispiele für solche Sinnrelationen sind etwa die *Synonymie* (›Nützlichkeit‹, ›Zweckhaftigkeit‹, ›Verwendbarkeit‹) oder die *Antonymie* (›Nützlichkeit‹ vs. ›Nutzlosigkeit‹). Diese Perspektiven der linguistischen Semantik können nun schrittweise erweitert werden, im Hinblick auf den hier interessierenden Fall etwa dadurch, dass nach der Bedeutung des zusammengesetzten Ausdrucks ›nützliche Wissenschaft‹ gefragt wird. Die kognitive Semantik wird dann untersuchen, was sich Probanden vorstellen, wenn sie diesen Ausdruck hören, und dabei zum Beispiel herausfinden, dass diese an ihre Waschmaschine oder an den Fortschritt der Medizin denken, vielleicht aber auch an die neueste Übersetzung der *Ilias*. Die strukturelle Semantik dagegen wird untersuchen, ob es sinngemäß ähnliche Ausdrücke gibt, und dabei etwa auf die Bezeichnung ›angewandte Wissenschaft‹ oder ›praxisrelevante Forschung‹ stoßen, und sie wird nach Oppositionsbeziehungen Ausschau halten und dann vielleicht feststellen, dass die ›nützliche Wissenschaft‹ in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts der ›scholastischen Buchgelehrsamkeit‹ gegenübergestellt wurde, oder dass es im 19. Jahrhundert gebräuchlich wurde, die ›angewandte Wissenschaft‹ von der ›reinen Wissenschaft‹ zu unterscheiden. Derartige *Wortfelder* sprengen aber den Rahmen der klassischen linguistischen Semantikanalysen, denn offensichtlich reichert sich der Sinn bestimmter Begriffe mit vielfältigen historischen Bezügen und sozialen Kontexten an, so dass die Semantikanalyse in die *historische Semantik* bzw. in die *Begriffsgeschichte* übergeht. Die Linguistik selbst beschäftigt sich im Allgemeinen eher mit der Bedeutung des Ausdrucks ›Apfel‹ als mit der Bedeutung des Ausdrucks ›nützliche Wissenschaft‹. Weil aber gerade derartige komplexe Ausdrücke besonders interessante Untersuchungsgegenstände sind, überrascht es nicht, dass der Begriff der Semantik seit den 1970er Jahren die Grenzen zwischen Sprachwissenschaft, Begriffsgeschichte und Wissenssoziologie zunehmend unterminiert hat. Nicht zufällig gab es seither immer wieder Versuche, diese Disziplinen im Rahmen einer allgemeinen *Semiotik* zu verbinden.⁹ Zusammenfassend könnte man auch sagen, dass die linguistische Semantik aus sich selbst heraus zu einer Ausweitung ihres Gegen-

8 Auf die verschiedenen Strömungen und Klassifizierungsversuche der linguistischen Semantik kann hier nicht eingegangen werden, weshalb hier nur exemplarisch zwei Hauptrichtungen genannt werden. In der Einführung von Schwarz/Chur (2004) steht die kognitive Semantik im Vordergrund, während Lyons (1980) die strukturelle Semantik fokussiert. Dagegen versucht Löbner (2003) in seiner Einführung, das Gesamtfeld abzustecken.

9 Der Klassiker dazu ist Eco (1972), demzufolge die Linguistik nur noch ein Kapitel der Semiotik ist (ebd.: 40). Für eine aktuellere und damit zugleich bescheidenere Variante siehe Volli (2002), für einen Überblick über das heterogene Forschungsfeld Nöth (2000).

standsbereiches tendiert. Zwar konzentriert sich die klassische Wortsemantik bzw. die lexikalische Semantik auf die Bedeutung von Einzelworten, dieser Rahmen wird aber durch die Satzsemantik, Textsemantik und schließlich die Diskurssemantik zunehmend aufgeweicht.

Auch in der Begriffsgeschichte wird seit langem eine entsprechende Ausweitung der Analyseperspektive diskutiert. Ein Kernpunkt der in den 1970er Jahren einsetzenden Kritik am begriffsgeschichtlichen Forschungsprogramm betraf die Isolierung einzelner Lexeme und die mit den großen Wörterbuch-Projekten einhergehende lexikalische Darstellung der Forschungsergebnisse. Heiner Schultz plädierte deshalb schon früh dafür, jeweils einen ganzen »Sektor der Sprache«, ein »Vokabular«, als argumentativen Zusammenhang zu untersuchen (1978: 69). Andere Autoren haben seither die Einbeziehung von »semantischen Netzen« (Reichardt 2000: 127) und »semantischen Feldern« (Bödeker 2002: 116) sowie die Verbindung der einzelnen Begriffsgeschichten zu einer »Gemeinschaft der Begriffe« gefordert (Wiehl 2003: 97). Ausgehend von einer poststrukturalistischen Kritik von Kosellecks Begriffsgeschichte und Luhmanns Wissenssoziologie betont auch Urs Stäheli die methodische Notwendigkeit einer »Analyse des differentiellen Netzwerks von Semantiken« (2000: 217). Dazu kommt immer wieder die Forderung nach einer Wiederaufnahme der Auseinandersetzung mit der Metaphorologie in der Tradition Hans Blumenbergs (Danneberg 2002; Zill 2002; Gumbrecht 2006: 35 f.). Der dominante Trend jedoch besteht darin, die Begriffsgeschichte in Richtung Diskursgeschichte auszubauen und damit Diskurse als Primärkontexte von Begriffen zu definieren.¹⁰ So schreibt Ralf Konersmann:

»Begriffe sind eingewoben in die institutionellen Geflechte von Diskursen, und Diskurse sind – immer noch die beste Bestimmung dieses heiklen Begriffs, die ich kenne – »Kontextualisierbarkeitsfelder«. Die Berücksichtigung solcher Bezüge, ohne die sich weder die Bedeutung noch die Geschichte der Wörter erfassen ließe, hat ihr eigenes Recht.« (Konersmann 2005: 27).¹¹

Allerdings warnt Konersmann zugleich davor, Begriffe auf ihren Kontext zu reduzieren und nur noch als »Derivat sozialer, ökonomischer, dirigistischer, vitaler, libidinöser, in jedem Falle aber äußerlicher Faktoren« wahrzunehmen. Es gelte vielmehr, sowohl die Autonomie des Diskurses wie die Autonomie der Begriffe zu berücksichtigen und damit »diesseits der Alternative von Kontextualismus und Essentialismus zu operieren« (ebd.: 27). Aus soziologischer Perspektive überrascht diese Forderung nicht; sie wiederholt die zahlreichen kultursoziologischen Korrekturen an einem deterministisch verstandenen Basis/Überbau-Theorem und kommt weitgehend zur Deckung mit der oben (Kap.

10 So früh schon Stierle (1978). Als Standardwerk ist Busse (1987) zu nennen, und als eine Art Zwischenbilanz der Sammelband von Busse et al. (1994).

11 Mit dem Begriff »Kontextualisierbarkeitsfelder« bezieht sich Konersmann auf Kurt Röttgers.

4.4, S. 145) diskutierten Kritik am Nachträglichkeitstheorem der Luhmannschen Wissenssoziologie.

Die hier skizzierten Entwicklungslinien der Linguistik und Begriffsgeschichte zeigen deutlich, dass und wie die Ergänzung von Semantikanalysen durch Diskursanalysen disziplinenübergreifend angemahnt wird. Auch wenn weder der Semantik- noch der Diskursbegriff innerhalb oder gar zwischen den verschiedenen Disziplinen einheitlich verwendet wird, so scheint doch ein Konsens dahingehend zu bestehen, dass die sprachlich konstituierte soziale Realität mit dem Begriff der Semantik allein nicht zureichend erfasst werden kann. Allerdings kämpfen alle beteiligten Disziplinen mit dem Problem der fehlenden methodologischen Stringenz von Diskursanalysen. Zwar hat es gerade in den Sozialwissenschaften in jüngerer Zeit vermehrt Versuche gegeben, systematisch diskursanalytische Methoden zu entwickeln, dennoch wird von in diesem Feld tätigen Autoren deutlich hervorgehoben, dass man es hier eher mit einem Forschungsprogramm als mit einer Forschungsmethode zu tun habe.¹² Der Vorschlag, im Rahmen der Luhmannschen Systemtheorie und Wissenssoziologie den Diskursbegriff mit dem Semantikbegriff zu verknüpfen, gewinnt vor diesem Hintergrund neue Plausibilität, bedarf zugleich aber einer Präzisierung im Hinblick auf seine methodologischen Konsequenzen.

Zugespitzt formuliert könnte man sagen, dass Diskurse in einem stärkeren Sinne als Semantiken *Theorieartefakte* sind, also erst durch theoriegeleitete Beobachtung in den Blick geraten. So weisen Busse und Teubert darauf hin, dass die Wahl des Gegenstandes diskursanalytischer Forschung nicht a priori, sondern erst durch die Ergebnisse der Analyse gerechtfertigt werden könne: Diskursanalysen bedürfen immer »eines Kredits auf noch zu Leistendes« (Busse/Teubert 1994: 17). Dagegen ist die traditionelle linguistische und begriffsgeschichtliche Analyse von einzelnen Semantiken (seien dies Wörter oder Begriffe) zwar nicht theoriefrei möglich, ihre Theoriegeladenheit ist aber zumindest schwächer ausgeprägt. Auch wenn Semantiken und Diskurse einen eng gekoppelten Sinnzusammenhang bilden, ist die Identifikation dieses Zusammenhangs zunächst nur anhand seiner Semantikproduktion möglich. Entscheidend ist deshalb, in einem zweiten Schritt »die Oberflächenebene der lexikalischen Bedeutungen« zu durchdringen und mit Hilfe einer Art »Tiefensemantik« die semantischen Voraussetzungen, Implikationen und Möglichkeitsbedingungen der analysierten Aussagen mit zu erfassen (ebd.: 23). Dieser Grenzbereich linguistischer Methodologie erinnert nicht zufällig an die aus

12 Ich beziehe mich hier auf Diskussionsbeiträge im Rahmen der *Summer School Diskursforschung* vom 24.–26. September 2008 in Landau. Vorgestellt wurden diskursanalytische Ansätze von Rainer Keller, Jürgen Link, Martin Nonhoff, Werner Schneider, Willy Viehöver und Martin Wengeler. Der Forschungsstand ist dokumentiert in Keller et al. (2006) and Keller et al. (2008).

der Wissenssoziologie und Diskursforschung bekannte Unterscheidung von Oberfläche und Tiefenstruktur. Die Semantik ist sozusagen die über die Wasseroberfläche ragende Spitze des Eisbergs, während der Eisberg selbst eine nur indirekt rekonstruierbare Struktur bildet.¹³

Doch wie lässt sich die oben (Kap. 4.4) postulierte Trias von System, Diskurs und Semantik in ein methodologisches Programm übersetzen? Zunächst ist festzuhalten, dass die klassische Handhabung der Unterscheidung von Theorie und Empirie hier nicht greift. An ihre Stelle tritt ein iteratives Verfahren, mit dem einerseits das beobachtete Sozialsystem – im vorliegenden Fall die Wissenschaft – *theoretisch* durchdrungen, und mit dem andererseits Momente der Semantik dieses Systems *empirisch* aufgearbeitet werden können. Von beiden Seiten her wird dann versucht, die für das System zentralen Diskurse zu rekonstruieren, so dass der epistemische Status des Diskursbegriffes zwischen Theorie und Empirie oszilliert. In dieser Konstellation kann der Diskursbegriff bewusst als forschungspraktische Vermittlungskategorie eingesetzt werden. So wurde im letzten Kapitel gezeigt, wie sich ausgehend von Luhmanns Vorstellung der Wissenschaft als eines autopoietischen Funktionssystems vier Diskurstypen unterscheiden lassen: Methodendiskurse, Theoriediskurse, Autonomiediskurse und Praxisdiskurse, die hinsichtlich ihrer Funktionalität jeweils als Limitationsdiskurse und/oder als Reflexionsdiskurse begriffen werden können (siehe zusammenfassend Abb. 4.2, S. 148). Diese Diskurstypen wurden einerseits aus Luhmanns Theoriebildung destilliert, andererseits waren sie durch empirische Evidenzen vorgegeben.

Die in der vorliegenden Arbeit präsentierte These, derzufolge es sich bei Praxisdiskursen nicht um Fremdkörper handelt, die von außen in die Wissenschaft eindringen, sondern vielmehr um Strukturmomente des Systems selbst, prägt also notwendig sowohl die theoretische wie die empirische Perspektive. Die forschungspraktische Herausforderung besteht darin, zwischen theoretischen Modellen der Wissenschaft als System und empirisch rekonstruierbaren semantischen Strukturen dieses Systems zu vermitteln. Damit ergeben sich für die historisch-soziologischen Studien der folgenden Kapitel zwei Aufgaben. Erstens gilt es, ausgehend von der semantischen Oberfläche die tieferliegenden Diskurse zu rekonstruieren, in die jene Semantik eingebettet ist. Zweitens gilt es wissenssoziologisch zu untersuchen, in welche sozialen Kontexte diese Diskurse eingebettet sind. In der Terminologie der obigen Metapher ausgedrückt heißt

13 Mit einer ähnlichen Metapher beschreibt Schultz (1978: 69) den Zusammenhang von Begriffen und Argumentationen: »Eine Argumentation ist eine komplexe sprachliche Äußerungseinheit von angebbaren Personen oder Personengruppen für angebbare Zwecke oder Interessen. Sie ist ohne die Verwendung von Begriffen im Sinne der Begriffsgeschichte schwer vorstellbar, aber deren Gebrauch ist wie das Betreten einer Bergspitze. Die Rekonstruktion von Argumentationen würde, um im Bild zu bleiben, den ganzen Berg in den Blick nehmen.«

das: Um einen Eisberg zu erforschen, muss zunächst dessen Spitze identifiziert werden.¹⁴ Wenn es ausgehend von diesen Studien gelingt, einen Strukturzusammenhang zwischen der Semantik der Praxis und der operativen Ebene des Wissenschaftssystems nachzuweisen, dann wäre ein Hinweis dahingehend gewonnen, dass nicht nur die ›reine‹, sondern auch und gerade die ›gesellschaftlich relevante‹ Wissenschaft als ein ausdifferenziertes Funktionssystem der modernen Gesellschaft begriffen werden kann.

5.2 Vom Begriff der Praxis zur Semantik der Praxis

Ähnlich wie in den letzten Kapiteln schrittweise vom Begriff der Wissenschaft zur Semantik der Wissenschaft und von dort aus zur diskursiven Differenzierung derselben übergeleitet wurde, geht es nun darum, vom Begriff der Praxis zur Semantik der Praxis überzugehen und damit einen Zugang zum Phänomen der Praxisdiskurse zu erarbeiten. Die Notwendigkeit dieser terminologischen Feinabstimmung ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass der Begriff der Praxis – wiederum ähnlich wie der Wissenschaftsbegriff – kein unproblematischer Alltagsbegriff ist, der sich lexikalisch definieren ließe. Im Gegenteil, in einer ersten Annäherung fällt die fast schon absurde Mehrdeutigkeit des Ausdrucks auf, der als Synonym für ›Handeln‹, ›Erfahrung‹, ›Leben‹ oder auch ›Realität‹ verwendet werden kann. So konnte etwa Ulrike Meinhof sagen: »Praxis ist: bewaffneter Kampf, Organisation, Propaganda« (zit. in Gehring 2007), während man heute in einem Zeitungsartikel über die Ergebnisse einer Umfrage zum Thema der Hochschulausbildung liest: »Das Volk will mehr Praxis« (Schneider 2006). Diese ausufernde Bedeutungsvielfalt ist schon in der antiken griechischen Philosophie angelegt, damals fungierte der Begriff der Praxis als »Oberbegriff für sämtliche Formen menschlicher Daseinsäußerung« (Bien 1989: 1281). Aristoteles ging es dabei darum, die Theorie (θεωρία) als eine höherrangige Praxis (πρᾶξις) darzustellen und damit das theoretisch-philosophische Leben (βίος θεωρητικός) gegenüber dem bürgerlich-politischen Leben (βίος πολιτικός) aufzuwerten. Zu diesem Zweck interpretierte er den Praxisbegriff derart um, dass er zum Oberbegriff beider Lebensformen wurde (vgl. unten, Kap. 6.1, S. 200). Damit war ein Topos der *Theorie als Praxis* etabliert, demzufolge »die Arbeit an Theorien ein Handeln ist wie jedes andere Handeln auch« (Luhmann 2005b: 317) und der bis heute – das verdeutlicht das Luhmannzitat – zum Standardrepertoire der

14 Es sei denn man ist mit einem forschungspraktisch eher unpraktischen U-Boot unterwegs, welches einen direkteren Zugang zur Substruktur ermöglicht. In der marxistischen Wissenssoziologie schien eben dies möglich zu sein: Die politische Ökonomie galt als jene Wissenschaft, die sich nicht durch den Überbau blenden lässt, sondern sich unmittelbar mit der ökonomischen Basis auseinandersetzt. Die Vulkane des Marxismus aber sind bekanntlich verloschen, heutzutage fliegt man über den Wolken (Luhmann 1984: 13).

Theoretiker gehört (vgl. Hübener 1985: 29; Fuchs 2000: 67). Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass ›Praxis‹ in dieser Bedeutungslineie als ein differenzloser Begriff erscheint, der nicht von einem Gegenbegriff her definiert werden kann, sondern sich vielmehr selbst als Ursprung aller Differenzen präsentiert.¹⁵ Der Begriff ist damit in einem emphatischen Sinn auf *Identität* gebaut und transportiert Vorstellungen von Authentizität, Substantialität oder auch Materialität, die seit einigen Jahren in der »Praxistheorie« (Reckwitz 2003) bzw. im »practice turn« (Schatzki et al. 2001) eine beeindruckende Durchschlagskraft entwickelt haben.¹⁶

Dennoch sind sowohl die letzten 2500 Jahre Philosophiegeschichte wie auch die Alltagssprache von einer anders gelagerten Begriffsverwendung geprägt, in welcher sich die Bedeutung von ›Praxis‹ gerade nicht aus ihrer *Identität* mit, sondern aus ihrer *Differenz* zur ›Theorie‹ oder, in neuerer Zeit, zur ›Wissenschaft‹ ergibt. Auch diese Begriffsverwendung hat ihre Wurzeln in der Antike, auf die sinnverwandten Unterscheidungen bei Platon und Aristoteles wird noch ausführlicher einzugehen sein (vgl. Kap. 6.1). Bemerkenswert ist zunächst, dass diese auf einer Differenz aufbauende zweite Bedeutungslineie schon in der Etymologie des Praxisbegriffs angelegt ist. Das griechische Wort *πράξις* geht etymologisch einerseits auf das Adverb *πέρα* zurück (›darüber hinaus‹, ›weiter‹, ›jenseits‹), andererseits auf das Verb *πράσσειν* (ionisch) bzw. *πράττειν*, (attisch) welches zum einen auf eine Reise (›einen Weg zurücklegen‹, ›bis zum Ende durchfahren‹), zum anderen auf einen Handlungserfolg (›etwas zu Ende führen‹, ›etwas erreichen‹) abstellt (Bien 1989: 1277; vgl. auch Meyer 2003: 29 f.). Damit liegt ein Begriffskern vor, der sich nicht durch Substantialität, sondern Relationalität auszeichnet. Praxis, so könnte man vor diesem Hintergrund formulieren, ist der Weg, der über die Theorie hinaus geht, Praxis ist ein Handeln, welches weiter blickt, sich am Leben jenseits der Wissenschaft orientiert und damit zum Erfolg führt. Derartige Erläuterungen entgleiten allerdings schnell in Richtung einer Vorstellung, derzufolge die Welt aus zwei Teilen besteht – hier die trockene Welt der Wissenschaft, dort die lebendige Welt der Praxis –, und

15 Die besondere Rolle differenzloser Begriffe wird bei Luhmann gelegentlich thematisch. So verweist er auf drei differenzlose Begriffe, die er in seiner eigenen Theorie verwendet: Welt, Realität und Sinn (Luhmann 1988: 42).

16 Ohne diese für die jüngere Entwicklung der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftssoziologie eminent wichtigen Ansätze hier diskutieren zu können, sei zumindest darauf hingewiesen, dass sie Praktiken als »the primary generic social thing« konzipieren (Schatzki et al. 2001: 1) und damit gewissermaßen eine Ebene tiefer liegen als die bisherigen sozialwissenschaftlichen Grundbegriffe. Definiert werden Praktiken etwa als »the skills, or tacit knowledges and presuppositions, that underpin activities« (ebd.: 2).

derzufolge es die Aufgabe der Menschheit wäre, dieses Schisma im Verlauf ihrer Geschichte zu überwinden.¹⁷

Gemeinsam ist den beiden Bedeutungslinien, dass sie eine klare Trennung zwischen Objektsprache und Theoriesprache schwierig machen. In beiden Fällen hat man es letztlich mit einer Realdefinition zu tun, derzufolge der Begriff der Praxis eine Referenz in der realen Welt hat. Dies ist deshalb erstaunlich, weil derartige Essentialismen nach gut vier Jahrzehnten Konstruktivismus selten geworden sind. Gerade die Wissenschaftsforschung hat sich gerne als die Speerspitze konstruktivistischen Denkens verstanden, indem sie die rationalistische Auffassung von wissenschaftlicher Wahrheit der Kritik aussetzte. Wieso aber sollte für die Praxis das nicht gelten, was für wissenschaftliche Wahrheit, Objektivität, Autorität und Autonomie gilt: dass sie sozial konstruiert ist? Wenn die Grenze zwischen ›Wissenschaft‹ und ›Nicht-Wissenschaft‹ Resultat interessegeleiteter Machtkämpfe ist (vgl. Kap. 4.1), wieso sollte das nicht auch für die Grenze zwischen ›Wissenschaft‹ und ›Praxis‹ gelten? Aus eben diesem Grunde schlage ich vor, im Blick auf die Objektsprache von der *Semantik der Praxis* und von *Praxisdiskursen* zu sprechen, in der Theoriesprache aber auf den Praxisbegriff zu verzichten. Im Folgenden gilt es demnach, die Immunität des essentialistischen Praxisbegriffs aufzuheben. Es kann nicht genug betont werden, dass damit forschungsstrategisch Neuland betreten wird, denn ein in diesem Sinn vollständiger Konstruktivismus hatte in der Wissenschaftsforschung bislang keine Chance.

Tatsächlich ist mir nur eine einzige Studie bekannt, die die Praxis einer strikt beobachtungstheoretischen Perspektive aussetzt. Dabei handelt es sich um einen kurzen, explorativen Aufsatz, in dem Peter Fuchs zu ergründen sucht, wie das Theorie/Praxis-Schema zu einer der »wirksamsten Leitunterscheidungen der Moderne« werden konnte (2000: 58). Entscheidend für diese Perspektive ist die von Luhmann zum zentralen Werkzeug der soziologischen Aufklärung ernannte Beobachtung zweiter Ordnung (vgl. Kap. 1.4). Fuchs beschreibt, wie beide Begriffe, Theorie und Praxis, ihren Sinn nicht als »Domänen der Welt« erhalten, sondern aus ihrer Differenz, die von einem Beobachter als »beobachtungsleitende Perspektive« eingesetzt wird und damit »eine Welt erzeugt, in der jede Sinnserie auf der einen Seite der Unterscheidung Sinnserien auf der anderen Seite mitdirigiert« (ebd.: 54). Die Unterscheidung, so Fuchs weiter, operiere im Medium Sinn und sei damit auf soziale Systeme angewiesen, die

17 Es überrascht deshalb nicht, dass die eigentliche Karriere des Praxisbegriffs im 19. Jahrhundert damit beginnt, dass eben dies gefordert wird: »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an, sie zu verändern« (Marx/Engels 1958: zuerst 1845: 7, Herv. im Orig.). Siehe für eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Marxschen Praxisbegriff Lobkowicz (1967). Ebenfalls durch marxistische Perspektiven geprägt ist der Handbuchtartikel von Schmidt (1973a) sowie der wissenschaftsphilosophische Beitrag von Cekić (1978).

sie aufspannen bzw. anwenden. Wenn man die Unterscheidung von Theorie und Praxis auf diese Weise als ein in Kommunikationsprozessen einsetzbares Beobachtungsinstrument begreife, dann werde deutlich, wie fahrlässig die Redeweise von der »Existenz« einer Praxis oder der »Existenz« einer Theorie ist (2000: 56).

Mit Hilfe des beobachtungstheoretischen Ansatzes von Fuchs lässt sich erklären, wie es zu der in Jahrtausenden sedimentierten essentialistischen Emphase der Praxis kommen konnte. Fuchs konstatiert zunächst, dass die Theorie/Praxis-Unterscheidung asymmetrisch gebaut ist, weil die Seite der Praxis »die eigentliche Realität« markiere und dabei »eine Aura der Fraglosigkeit, der Selbstverständlichkeit, der Weltlichkeit« transportiere. Dagegen erscheine die Seite der Theorie »gedankenblau, weltfremd, abgehoben« (ebd.: 64). Wenn aber Theorie und Praxis gleichermaßen Artefakte von Beobachtern sind, wie ist es dann zu einem derartigen »Realitäts-Bias« gekommen? Zur Beantwortung dieser Frage verweist Fuchs darauf, dass Realitätseindrücke grundsätzlich an sinnprozessierende Systeme gebunden sind und dass jedes Sinnsystem einer »primordialen Prozeßsphäre« aufsitzt, gegen die es nicht opponieren kann: »Es ist diese Nichtverfügbarkeit, die den Realitätseindruck erzeugt« (ebd.: 65). Da die Kommunikation von sozialen Systemen von diesen selbst als Handeln beobachtet wird (vgl. Luhmann 1984: 225–236), und da die Semantik der Praxis auf eben jene »Handlungsansicht« verweist, drängt sie sich ubiquitär auf: »Die Praxisseite des Schemas Theorie/Praxis bestätigt sich im Einsatz unentwegt selbst – als Realität, die wahrgenommen wird und nicht bestritten werden darf« (Fuchs 2000: 65).¹⁸

Fuchs' Studie zur Theorie/Praxis-Unterscheidung bringt die Intention der vorliegenden Arbeit elegant auf den Punkt, geht aber noch nicht weit genug. So betont Fuchs zwar, dass die Unterscheidung von Theorie und Praxis die Unterscheidung eines Beobachters ist, er macht aber keine weiteren Angaben dazu, welche sozialen Systeme tatsächlich als Beobachter auf diese Unterscheidung zurückgreifen. Vielmehr geht er davon aus, dass es sich um ein in der Gesellschaft frei flottierendes Schema handelt, welches in fast jedem Kommunikationszusammenhang verwendbar ist und dessen Funktion abstrakt bestimmt werden kann als »laufende Auflösung von Festigkeiten« oder als »Introjektion von Skepsis« (ebd.: 66). Dagegen vermute ich, dass die Unterscheidung von Theorie und Praxis ihre Bedeutung durch die Einbettung in das Funktionssystem der Wissenschaft gewinnt, dass also jeder Einsatz des Schemas zumindest

18 Eben dies gilt, so kann man hier ergänzen, auch für die ansonsten hochreflexiven und anspruchsvollen Praxistheorien. Sie erliegen gewissermaßen der Aura ihres Grundbegriffs und übersehen damit, welche Effekte die Verwendung des Praxisbegriffs in der sozialen – nicht zuletzt der sozialwissenschaftlichen – Praxis zeitigt.

indirekt auf wissenschaftliche Kommunikation verweist. Damit soll nicht bestritten werden, dass das Schema seit langem in die Alltagssemantik diffundiert ist und dort auf fast jede beliebige Tätigkeit projiziert werden kann. Es ist durchaus möglich, von der ›Theorie und Praxis des Angelns‹ oder von der ›Theorie und Praxis der Sushi-Zubereitung‹ zu sprechen; dies sind jedoch sekundäre Verwendungen eines Schemas, dessen Plausibilität in einem latenten Verweis auf Wissenschaftlichkeit gründet.

Die im vorigen Kapitel dargelegte systemtheoretische Perspektive legt es nun nahe, die Unterscheidung von Wissenschaft und Praxis als eine Unterscheidung von System und Umwelt zu interpretieren: Die Praxis wäre dann die Umwelt des Wissenschaftssystems.¹⁹ Dies ist zwar nicht falsch, aber doch zu grobschlächtig formuliert. ›Wissenschaft‹ und ›Praxis‹ sind gängige Semantiken der sozialen Welt (zur Erinnerung daran setze ich sie gelegentlich in Anführungszeichen) und damit, aus der Perspektive der Soziologie, Elemente der Objektsprache, während *System* und *Umwelt* Begriffe einer Theoriesprache sind (die ich gelegentlich durch Kursivschrift hervorhebe).²⁰ Bekanntlich hat Luhmann soziale Systeme anhand ihrer je spezifischen, in jeder Operation neu vollzogenen Grenzziehung identifiziert. Das zentrale Paradigma der Systemtheorie, so wurde er nicht müde zu betonen, sei nicht *das* System, sondern die *Differenz* von System und Umwelt (vgl. Luhmann 1984: 242). Daraus folge wiederum, dass der Begriff der Umwelt nicht als eine Art Restkategorie missverstanden werden dürfe, sondern vielmehr eine »Voraussetzung der Identität des Systems« darstelle (ebd.: 243). Ein System im Sinne der Systemtheorie ist im Prinzip nichts anderes als eine von einem Systemtheoretiker beobachtete Differenz. Die Konsequenzen einer derartigen Gegenstandskonzeption hat Peter Fuchs wie folgt kommentiert:

»Betroffen ist die Mitte der Theorie selbst, der Begriff des Systems, der zwar immer schon als Begriff eines Unterschiedes ventiliert wurde (System *und* Umwelt), jetzt aber als Einheit einer Differenz begriffen wird, ein Vorgang, der sich darin ausdrückt, dass das ›und‹ zwischen System *und* Umwelt ersetzt wird durch die Barre ›/‹ des terms: System/Umwelt. Das System ist weder die eine noch die andere Seite dieser Unterscheidung, sondern die Einheit, die ohne die beiden Seiten keine Einheit wäre, aber die als Einheit diese Seiten erst inszeniert – in einem Zuge. Das System residiert in der Barre, aber – und das ist entscheidend – die Barre ist kein Objekt, und sie ist auch nicht die Bezeichnung eines Objektes. Sie ist das Zeichen für eine vom Beobachter zerlegte Einheit, der das,

19 Siehe hierzu auch Bora (2001b: 260), der am Beispiel des Rechtssystems darauf aufmerksam macht, dass die problematisch gewordenen Begriffe Theorie und Praxis in der neueren Systemtheorie durch die System/Umwelt-Unterscheidung ersetzt wurden. Die folgenden Überlegungen sind als Präzisierung dieser Aussage zu verstehen.

20 Nur nebenbei bemerkt sei hier, dass die abstrakte Theoriesprache der Systemtheorie für die vorliegende Arbeit auch deshalb hilfreich ist, weil sie es erleichtert, Begriffe, die in anderen Kontexten zur Theoriesprache gehören, als Semantiken zu analysieren. Am deutlichsten wird dies am Begriff der Praxis, der im Kontext der Praxistheorien als Begriff der Theoriesprache, im vorliegenden Kontext dagegen als Element der Objektsprache interessiert.

was er beobachten will (das System), nicht als Einheit zu Gesicht bekommt« (Fuchs 2003: 214 f., Herv. im Orig.).

Mit dieser Definition geht allerdings das Paradoxon einher, dass das System einerseits als Einheit der Differenz von System und Umwelt erscheint, andererseits auf der einen Seite dieser Differenz wieder auftaucht. Nach Luhmann ist das ein Effekt des *re-entry*, d. h. der Wiedereinführung der Leitunterscheidung in das durch sie selbst Unterschiedene: »Die Differenz System/Umwelt kommt zweimal vor: als *durch* das System *produzierter* Unterschied und als *im* System *beobachteter* Unterschied« (Luhmann 1997: 45, Herv. im Orig.). Wie oben schon erläutert (Kap. 4.3, S. 132), nimmt die in das System wiedereingeführte Unterscheidung von System und Umwelt die Form der Unterscheidung von *Selbstreferenz* und *Fremdreferenz* an. Damit ist nichts anderes gemeint, als dass das System einerseits auf sich selbst (Selbstreferenz), andererseits auf die Umwelt (Fremdreferenz) verweist – und zwar mit seinen »eigenen Worten«, mit seiner systemspezifischen Semantik. Für den Systemtheoretiker bedeutet das, dass in der von ihm analysierten Objektsprache Semantiken zu erwarten sind, die eben jene Referenzfunktion erfüllen. Entsprechend müsste im hier interessierenden Fall wissenschaftlicher Kommunikation in jeder Operation (implizit oder explizit) zum einen ein Wissenschaftsbezug hergestellt (Selbstreferenz), zum anderen eine von der Wissenschaft unabhängige Welt (Fremdreferenz) thematisiert werden. Dies lässt sich im Prinzip an jedem beliebigen Satz aus jeder beliebigen wissenschaftlichen Publikation illustrieren, etwa an folgender Aussage aus einem Semantiklehrbuch, das zufällig auf dem Tisch des Autors liegt:

»In der modernen Linguistik wird die menschliche Sprache als ein komplexes kognitives Kenntnissystem betrachtet, das in unserem Langzeitgedächtnis gespeichert ist.« (Schwarz/Chur 2004: 13).

Analysiert man dieses Zitat, dann zeigen sich folgende Referenzen:

In der *modernen Linguistik* [→ Selbstreferenz: disziplinäre Verortung] wird die *menschliche Sprache* [→ Fremdreferenz: Gegenstand der Forschung] als ein *komplexes kognitives Kenntnissystem* [→ Selbstreferenz: theorieabhängiger wissenschaftlicher Fachbegriff] betrachtet, das in *unserem Langzeitgedächtnis* [→ Fremdreferenz: vorausgesetzte Umweltgegebenheit] gespeichert ist.

Das Beispiel zeigt, dass die systemtheoretische Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz für die laufende Sortierung der unendlich vielfältigen objektsprachlichen Referenzen nach System/Umwelt-Gesichtspunkten steht. Mit jeder Referenz konstituiert und reproduziert das Wissenschaftssystem die Grenze – oder mit Fuchs gesprochen: die Barre – zwischen System und Umwelt. Luhmann selbst ist allerdings bezüglich der Möglichkeit, die Selbstreferenz und Fremdreferenz von konkreten Systemen inhaltlich zu beschreiben, vage geblieben. Dazu kommt, dass er sich in seinen Studien zu den Funktionssystemen

der modernen Gesellschaft meist eingehend mit deren Selbstreferenz, aber nur am Rand mit deren Fremdreferenz beschäftigt hat. Für die hier interessierende Frage nach dem Zusammenhang der objektsprachlichen Unterscheidung von ›Wissenschaft und Praxis‹ mit der theoriesprachlichen Unterscheidung von *System und Umwelt* ist es notwendig, die Begriffe der Selbstreferenz und Fremdreferenz etwas präziser zu fassen. Mein Vorschlag dazu lautet, empirisch vorliegende Selbst- und Fremdreferenzen nach dem Grad ihrer *Generalisierungsleistung* zu unterscheiden. Dabei schließe ich an Luhmanns These an, derzufolge »selbstreferentielles Prozessieren von Sinn symbolische Generalisierungen erfordert« (1984: 135). Gemeint ist damit die operative Behandlung einer Vielheit durch ein Medium der Einheitsbildung, oder einfacher formuliert, die Reduktion von Komplexität durch die Strategie, *etwas* (neues) *als etwas* (bekanntes) zu behandeln.²¹ Um dies am obigen Beispiel vorzuführen: Das Satzsubjekt ›die moderne Linguistik‹ steht für eine weniger generalisierte Selbstreferenz als der an dieser Stelle ebenfalls verwendbare Ausdruck ›die Semiotik als Universaltheorie‹, zugleich aber für eine weiter generalisierte Selbstreferenz als der in diesem Kontext exaktere Ausdruck ›die kognitive Semantik‹. Das Satzobjekt ›die menschliche Sprache‹ wiederum steht für eine weniger generalisierte Fremdreferenz als der an der entsprechenden Stelle ebenfalls mögliche Ausdruck ›die zwischenmenschliche Verständigung‹, zugleich aber für eine weiter generalisierte Fremdreferenz als sie mit einem konkreteren Forschungsthema, etwa: ›die Klicklaute der Khoisan-Sprachen‹, gegeben wäre. In Abbildung 5.1 ist dieses Beispiel zusammengefasst und zugleich angedeutet, dass sowohl die Generalisierung wie die Konkretisierung kein natürliches Ende haben. Es geht hier selbstverständlich nicht um einen substantialistischen Stufenbau, sondern um eine immer situationsabhängige Variation von Sinn.

Abbildung 5.1: Beispiele für generalisierte Selbst- und Fremdreferenzen

konkrete Selbstreferenz	konkrete Fremdreferenz
(...)	(...)
›kognitive Semantik‹	›Klicklaute der Khoisan-Sprachen‹
›moderne Linguistik‹	›menschliche Sprache‹
›Semiotik als Universaltheorie‹	›zwischenmenschliche Verständigung‹
(...)	(...)
generalisierte Selbstreferenz	generalisierte Fremdreferenz

21 Ähnliche Probleme diskutiert Schmidt-Biggemann (2008) am Beispiel der Topik, die dazu dient, Erwartungsschemata verfügbar zu halten und zu verwalten.

Je weiter Selbstreferenzen und Fremddreferenzen generalisiert werden, desto stärker wird die Identität des Systems betont, denn eine vollständig generalisierte Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremddreferenz schluckt gewissermaßen alle möglichen konkreten Selbstreferenzen und Fremddreferenzen. Genau hier liegt nun die Vermutung nahe, dass es sich bei der Unterscheidung von Wissenschaft und Praxis in diesem Sinne um eine *nicht weiter steigerbare Generalisierung* handelt, mit der das Wissenschaftssystem sich selbst und sein Verhältnis zur Umwelt mittels eines extrem simplifizierten, eben deshalb aber funktionalen Schemas beobachtet. Damit ist nicht gesagt, dass diese Generalisierung exklusiv wäre. Luhmann erläutert regelmäßig, dass die klassische Erkenntnistheorie sich an der Unterscheidung von ›Erkenntnis‹ und ›Gegenstand‹ orientierte und so zwischen Selbstreferenz und Fremddreferenz unterscheiden konnte (Luhmann 1988; 1990: 493, 528, 714; 1997: 969 f.; vgl. auch Kneer 2009: 19). Eben diese Erläuterungen laden jedoch gelegentlich zu dem Missverständnis ein, es gäbe so etwas wie *die* generalisierte Selbstreferenz (›Erkenntnis‹) sowie *die* generalisierte Fremddreferenz (›Gegenstand‹) und damit eine die Reflexionstheorie des Systems beschäftigende Leitunterscheidung, deren Einheit irgendwie plausibilisiert werden muss. Richtig aber ist – und daran lässt auch die sorgfältige Luhmann-Lektüre keinen Zweifel –, dass sich empirisch immer eine Mehrzahl von Semantiken finden lassen, die in bestimmten Kontexten die Funktion einer generalisierten Selbstreferenz oder einer generalisierten Fremddreferenz übernehmen.²²

Zusammenfassend ergibt sich zum ersten Mal eine funktionalistische Perspektive auf die Unterscheidung von Wissenschaft und Praxis. Auf der einen Seite steht die ›Wissenschaft‹ als *generalisierte Selbstreferenz*, d. h. als eine Semantik, mit der das Wissenschaftssystem sich selbst beschreibt und sich selbst einen Namen gibt. Auf der anderen Seite steht die ›Praxis‹ als *generalisierte Fremddreferenz*, d. h. als eine Semantik, mit der die Wissenschaft ihre gesellschaftliche Umwelt beschreibt und adressiert. Man könnte auch von einer Chiffre sprechen, mit der die Wissenschaft dem von ihr als nicht-wissenschaftlich beobachteten Handeln einen Sinn zu geben versucht.²³ Damit erscheint alles, was mit Politik, Wirtschaft, Gesundheit oder sonstigen gesellschaftlichen Bereichen zu tun hat, als ›praktisch‹ – zumindest aus der Perspektive der Wissenschaft. Plakativ formuliert: Die Praxis ist eine Erfindung der Wissenschaft.

22 Dieser Punkt wurde oben schon ausführlich erläutert (siehe zusammenfassend Abb. 4.1, S. 135).

23 Ähnlich lässt sich auch der Vorschlag von Hoffmann/Kalter deuten, den Gegensatz von ›Theorie‹ und ›Praxis‹ im Kontext der Geistes- und Sozialwissenschaften als ›eine verkürzende Chiffre‹ zu verstehen, »in der verschiedene grundlegende Problemhorizonte zusammengefasst werden« (Hoffmann/Kalter 2003: 7).

Was aber ist für die Wissenschaftssoziologie gewonnen, wenn sie die Praxis als generalisierte Fremdreferenz des Wissenschaftssystems konzipiert? Nun, zunächst einfach ein aufgeklärterer Blick auf die oft unreflektierten Redeweisen von einem ›Verhältnis‹, einer ›Brücke‹ oder gar einer ›Versöhnung‹ von Wissenschaft und Praxis. Wenn nämlich die Unterscheidung von Wissenschaft und Praxis als ein von der Wissenschaft selbst zur alltäglichen Orientierung verwendetes Schema begriffen wird, dann gibt es keinerlei Versöhnungsbedarf, im Gegenteil, die Tilgung der Differenz liefe auf eine massive Störung wissenschaftlicher Kommunikation hinaus. Weiter wird damit der problematischen Vorstellung vorgebeugt, die Wissenschaftsforschung könne gewissermaßen von außen den Transfer von Wissen oder von Leistungen zwischen den zwei räumlich getrennten Reichen der Wissenschaft und der Praxis nicht nur untersuchen, sondern sogar positiv beeinflussen, als ob es um eine Art Freihandelsabkommen zwischen zwei autonomen Staaten ginge. Zwar entspricht es dem Selbstverständnis vieler Transfer- und Innovationsstudien, eben dies zu leisten, doch letztlich untersuchen diese nur den Wissenstransfer zwischen konkreten Organisationen, etwa zwischen Universitäten und privatwirtschaftlichen Unternehmen.²⁴ Allein, Universitäten sind nicht *die* Wissenschaft, und Unternehmen sind nicht *die* Praxis!

Diese Sprachkritik ist jedoch nicht das primäre Ziel der vorliegenden Überlegungen. Wichtiger ist, dass sich durch die hier vorgeschlagene beobachtungstheoretische Perspektive interessante Vergleichsgesichtspunkte ergeben. Denn gerade weil die ›Praxis‹ keineswegs die einzige generalisierte Fremdreferenz der Wissenschaft ist, geraten vielfältige weitere Semantiken in den Blick, die als funktionale Äquivalente eine ähnliche Orientierungsfunktion erfüllen oder historisch erfüllt haben. Für Platon zum Beispiel galt allein die ›Wahrheit‹ als relevante Fremdreferenz philosophischer Erkenntnis. In der modernen Wissenschaft dagegen ist die ›Wahrheit‹ gerade umgekehrt zum wichtigsten Symbol der Selbstreferenz, oder, mit Luhmann, zum symbolisch generalisierten Kommunikationsmedium geworden. Durch jene Internalisierung der Wahrheit wiederum sind andere Fremdreferenzen denkbar und auch notwendig geworden. Es war

24 Siehe beispielhaft nur Rosenberg (1991), Jonas (2000), Siegel et al. (2004), Fritsch et al. (2007) und Potter (2008). Das entsprechende Transferverständnis ist in einer Broschüre der Universität Oldenburg, der Fachhochschule Oldenburg sowie der Universität Osnabrück gut zusammengefasst: »Transfer in dem hier verstandenen Kontext meint die Transferierung von Wissen und Technologie von der Hochschule bzw. dem Wissenschaftssystem in die Wirtschaft und Gesellschaft. Die Hochschule produziert wissenschaftliche Ergebnisse und bildet wissenschaftlich qualifizierte Menschen aus; beides wird in der Wirtschaft verwertet. Dieser Prozess ist allerdings nicht einseitig, sondern verläuft im Gegenstromprinzip, d. h. auch vielfältige Ansprüche oder Probleme aus der Wirtschaft werden formuliert, die den Hochschulen als wichtige Anregungen für die Ausrichtung von Forschung und Lehre dienen.« (Transferstelle dialog der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg et al. 2005: 5).

nun möglich, der ›Wahrheit‹ die ›Nützlichkeit‹ gegenüberzustellen und damit interne und externe Zielsetzungen zu unterscheiden. Doch auch die Unterscheidung von Wahrheit und Nützlichkeit ist nur ein Schema unter anderen. Interessant ist insbesondere die schon erwähnte und im Rückblick auf die Wissenschaftsgeschichte prominent fungierende Unterscheidung von ›Erkenntnis‹ (generalisierte Selbstreferenz) und ›Gegenstand‹ (generalisierte Fremdreferenz). Die Semantik des ›Gegenstandes‹ eignet sich vor allem deshalb als generalisierte Fremdreferenz, weil sie auf fast beliebige Weise konkretisiert werden kann: sei es als ›Natur‹ (Naturwissenschaften), als ›Gesellschaft‹ (Sozialwissenschaften), als ›Kultur‹ (Geisteswissenschaften), als ›Technik‹²⁵ (Ingenieurwissenschaften) oder auch als ›Gott‹ (Theologie). In der Pluralität dieser entlang der verschiedenen Disziplinen differenzierten Fremdreferenzen liegt jedoch auch ein Problem. Es zeigt sich nämlich, dass die *Einheit der Wissenschaft* nicht durch die *Einheit ihres Gegenstandes* definiert werden kann.²⁶ So ist auch die ›Natur‹ heute nur eine generalisierte Fremdreferenz unter anderen, und selbst im Kontext der Naturwissenschaften ist der vormals einheitsverbürgende Naturbegriff in zahlreiche Elemente zerlegt worden, die nun neu kombiniert werden können (vgl. Bechmann/Japp 1997: 552). Vergleichbare Entwicklungen gibt es auch in anderen Bereichen der Wissenschaft. In der Soziologie etwa stellt sich immer wieder die Frage, ob es sinnvoll ist, die vielfältigen Phänomene des Sozialen unter einen als Überbegriff des Sozialen verstandenen Gesellschaftsbegriff zu subsumieren (vgl. Schwinn 2001). Diese Fragmentierung der *gegenstandskonstituierenden* Fremdreferenzen wirft die Frage auf, ob der ›Praxis‹ als *anwendungsbezogener* Fremdreferenz eine quasi-kompensatorische Funktion zukommt. Denn wenn die Naturwissenschaften die Einheit der Natur nicht mehr zu garantieren vermögen und die Sozialwissenschaften den Gesellschaftsbegriff fallen lassen, dann liegt es nahe, den Zusammenhang der jeweiligen Forschungskulturen mit Hilfe neuer Identitätskonstrukte zu sichern. Die Semantik der Praxis ist ein guter Kandidat für dieses Bedürfnis, denn die bekannten Schlagworte der ›Praxisrelevanz‹, ›Nützlichkeit‹ und ›Anwendbarkeit‹ neuen Wissens überbrücken

25 Siehe dazu auch Halfmann, der die Technik nicht nur als generalisierte Fremdreferenz der Wissenschaft, sondern als die generalisierte Fremdreferenz von Sinn schlechthin konzipiert: »Technik generalisiert die Fremdreferenz von Sinn, und zwar mit Hilfe des Schemas der kausalen Erwartung in Bezug auf Umweltereignisse. Mit der Konstruktion von Technik erzeugt die Gesellschaft eine Differenz zu ihrer nicht-sinnhaften Umwelt. Technik ist die Form, die die Unterscheidung von Gesellschaft und ihren sachlichen Umwelten ermöglicht. In diesem Sinne ist Technik die zentrale Form der Schließung der Gesellschaft als eines sinnverarbeitenden Systems nach außen.« (Halfmann 2003: 139 f.).

26 Die Annahme einer Einheit des Gegenstandes ist nach Rötzer (2003: 96 f.) die älteste Form der Begründung der Einheit der Wissenschaft.

nicht bloß die Fragestellungen innerhalb der Disziplinen, sondern vor allem die Gräben zwischen ihnen.²⁷

Luhmann selbst, als Urheber der Unterscheidung von Selbst- und Fremdreferenz, hat sich allerdings kaum für die verschiedenen Formen der Fremdreferenz von Funktionssystemen interessiert. Immerhin findet sich in *Die Wissenschaft der Gesellschaft* ein wichtiger Hinweis, und zwar im Kontext der Frage nach der Funktion von Theorien. Luhmann schreibt diesen eine »Asymmetrisierungsfunktion« zu, die darin bestehe, dass theoretische Sätze immer etwas anderes meinen als sich selbst (1990a: 406 f.).²⁸ Entsprechend, so Luhmann, könne man »den Begriff der Theorie mit Fremdreferenz assoziieren«. Zugleich betont Luhmann aber, dass diese Art Fremdreferenz nichts mit der Unterscheidung von Fremdreferenz und Selbstreferenz auf der Ebene des autopoietischen Systems zu tun habe (ebd.). Während Luhmann damit präzise darlegt, dass die Fremdreferenz von Theorie eine *gegenstandskonstituierende* ist, geht er auf die Funktion der Fremdreferenz auf der Ebene des autopoietischen Systems nicht weiter ein. An dieser Stelle setzt mein Vorschlag ein, die Semantik der Praxis als eine von der Gegenstandskonstitution unterscheidbare, jedoch nicht minder funktionale Fremdreferenz zu betrachten. Anders als Luhmann glaube ich aber nicht, dass sich diese beiden Typen von Fremdreferenz strikt trennen lassen, denn die Semantik der Praxis spielt, zum Beispiel in Form von Werten, auch auf der Ebene von Theorien eine Rolle. Umgekehrt spielen die in theoretischen Sätzen formulierten Fremdreferenzen auch in den Selbstbeschreibungen des Gesamtsystems eine Rolle, was etwa daran ersichtlich ist, dass die von den Naturwissenschaften seit der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts propagierte »Erkenntnis« und gleichzeitige »Beherrschung« der Natur aus dem Selbstverständnis der modernen Wissenschaft nicht wegzudenken ist.

Festhalten lässt sich an dieser Stelle, dass die Untersuchung verschiedener Fremdreferenzen zurück zur Ausgangsfrage der vorliegenden Arbeit führt: Welche Struktureffekte hat die zweigleisige Zielsetzung der Wissenschaft? Im Hinblick auf die Differenzierung verschiedener Fremdreferenzen kann diese Frage nun weiter variiert werden: Was bedeutet es für die Naturwissenschaften, sich einerseits an der »Natur«, andererseits an der »Praxis« zu orientieren? Was bedeutet es für die Sozialwissenschaften, die »gesellschaftlichen« Zusammenhänge einerseits verstehen, andererseits aber auch »praktisch« verändern zu wollen? – Derartige Fragen, auch das dürfte deutlich geworden sein, sind nicht

27 In diesem Sinne hat etwa Jürgen Mittelstraß vorgeschlagen, die transdisziplinäre Forschung als »Ausdruck der Einheit des wissenschaftlichen Gegenstandes« zu verstehen (2000: 54; vgl. auch 1989: 77). Auch »Transdisziplinarität« ist demnach ein Moment der Semantik der Praxis, oder genauer ein Moment des durch die Unterscheidung von Wissenschaft und Praxis aufgespannten semantischen Feldes.

28 Siehe dazu ausführlicher oben, Kap. 4.3, S. 131.

das Resultat eines systemtheoretischen Begriffsspiels, sondern drängen sich im wissenschaftlichen Alltag von alleine auf. Als Beispiel sei hier erneut das oben zitierte Lehrbuch herangezogen, diesmal mit folgender Aussage:

»Zusammenfassend lässt sich festhalten, daß die Sprache ein auf mehreren Ebenen organisiertes Kenntnissystem von Einheiten und Regeln ist. Die Linguistik will näheren Aufschluß über dieses System erlangen. Dies ist zum einen ein wissenschaftliches Anliegen, das dem Interesse entspringt, Erkenntnis über diesen relevanten Teil unseres Geistes zu enthalten; zum anderen hat die Erforschung der Sprache aber natürlich auch praktische, anwendungsorientierte Gründe (man denke nur an den Fremdsprachenunterricht, an Sprachstörungen, Sprachbarrieren, Kommunikationsprobleme im Alltag usw.).« (Schwarz/Chur 2004: 14).

Die Autoren notieren hier nichts anderes als die zwei für die Linguistik wichtigsten Fremdreferenzen: Erstens den Gegenstand ihrer Theoriebildung, hier konkret die Sprache als »ein auf mehreren Ebenen organisiertes Kenntnissystem von Einheiten und Regeln«, zweitens die gesellschaftliche Praxis, d. h. diejenigen Kontexte in der Umwelt der Wissenschaft, in denen das Wissen der Linguistik einen Nutzen erbringt. Die im Zitat in Klammern gesetzten Beispiele umschreiben diesen Nutzen rhetorisch geschickt, indem sie auf »Störungen«, »Barrieren« und »Probleme« verweisen, die durch die praktische Anwendung wissenschaftlichen Wissens gelöst werden können.

5.3 Die Theorie semantischer Felder

Bislang wurde dargestellt, was es bedeutet, die Unterscheidung von Wissenschaft und Praxis als ein Schema zu betrachten, mit dem die Wissenschaft sich als System von einer Umwelt abgrenzt. Insbesondere wurde hervorgehoben, dass »Praxis« in der vorliegenden Arbeit nicht als Begriff der Theoriesprache, sondern als Semantik der Objektsprache – genauer: als generalisierte Fremdreferenz wissenschaftlicher Kommunikation – interessiert. Der eigentliche Forschungsgegenstand aber ist damit erst angerissen, denn die *Semantik der Praxis* ist nur ein Oberflächenphänomen, und als solches nur ein Hinweis auf die gewissermaßen hinter der Bühne operierenden *Praxisdiskurse*. Im Folgenden soll deshalb aufgezeigt werden, dass sich die Bedeutung und Funktion von Praxisdiskursen keineswegs in der Verwendung eines einzelnen Begriffs oder eines einzelnen Schemas erschöpft. Die methodologische Herausforderung besteht somit darin, die Semantikanalyse, hier also die Auseinandersetzung mit dem Praxisbegriff, schrittweise in eine Diskursanalyse zu überführen, in welcher die Unterscheidung von Wissenschaft und Praxis nur noch als Punkt in einem Netzwerk von kontextuell und historisch sich verschiebenden Sinnrelationen erscheint. Diese Art der Verknüpfung von Semantiken und Diskursen ist im Rahmen der linguistischen Semantik und der Begriffsgeschichte, aber auch in der sich seit den 1970er Jahren als Metadisziplin präsentierenden Semiotik

immer wieder problematisiert worden. Aus diesem Grund kann hier auf Strategien zurückgegriffen werden, mit denen diese Disziplinen die Beschränkung auf einzelne Begriffe oder Wörter zu sprengen gesucht haben. Zwei Konzepte bieten sich hierfür an: Zunächst die Unterscheidung von Semasiologie und Onomasiologie, dann die darauf aufbauende Theorie semantischer Felder. Beide Konzepte leisten einen Beitrag zu der Frage, mit welcher Art von Gegenständen man es bei der Analyse von Praxisdiskursen zu hat. Da beide Konzepte in der Soziologie bislang ohne Resonanz geblieben sind, ist an dieser Stelle eine Darstellung der entsprechenden linguistischen und begriffsgeschichtlichen Grundlagen angebracht.

In der Linguistik und Semiotik stehen *Semasiologie* und *Onomasiologie* für die zwei grundlegenden Methoden zur Analyse von Bedeutungen (vgl. Baldinger 1998). Ihre Darstellung erfordert die Einführung von einigen Grundbegriffen der modernen Sprachwissenschaft, an deren Anfang bekanntermaßen Ferdinand de Saussures bipolare Konzeption des sprachlichen Zeichens steht. Unter einem Zeichen versteht man seither eine vom Sprachverwender hergestellte Beziehung zwischen einem *Signifikant* (einem Lautkörper, einem geschriebenen Wort oder einem sonstwie wahrnehmbaren Zeichen) und einem *Signifikat* (einer Bedeutung, einer Idee, einem Gedanken). Letzteres allerdings darf nicht mit dem *Referenten* verwechselt werden, denn es geht hier nicht um den Bezug auf realweltliche Gegenstände.²⁹ Vielmehr ist das Signifikat aus semiotischer Sicht ein »Begriff als Ergebnis einer kulturellen Konstruktion, die uns einen bestimmten Realitätsbereich zu erfassen gestattet« (Volli 2002: 23); kurz: ein »Sinnwert« (ebd.: 63) oder eine »kulturelle Einheit« (Eco 1972: 74). Diese semiotische Sichtweise lässt sich relativ problemlos mit Luhmanns Systemtheorie verknüpfen, denn letztere hat die Sinnwerte bzw. die kulturellen Einheiten zum Grundbegriff der Soziologie gemacht.³⁰ Sprachliche Kommunikation, so Luhmann, ist »Prozessieren von Sinn im Medium der Lautlichkeit« (1997: 213), also ein permanentes Verweisen von Sinn auf weiteren Sinn, ohne das dabei je so etwas wie eine jenseits des Sinns liegende Realität erreicht werden könnte. Doch zurück zur Linguistik: In Weiterführung der Saussurschen Definition des Zeichens hat Louis Hjelmslev zwei Ebenen der Sprache, die *Ausdrucksebene* und die *Inhaltsebene* unterschieden und deren jeweilige Autonomie betont.³¹ Diese Ter-

29 Diesen Punkt hat Eco (1972: 69–76) besonders stark gemacht. Die Vorstellung eines »Referens« als eines konkreten Gegenstandes verhindere, »das kulturelle Wesen der Signifikationsprozesse zu begreifen« (ebd.: 71) und sei für die Semiotik »nutzlos und schädlich« (ebd.: 75).

30 Auf die Verwandtschaft von Systemtheorie und Semiotik kann hier nicht weiter eingegangen werden, siehe dazu aber Jahraus/Ort (2001), Scheibmayr (2004) und Krönig (2010).

31 Die Autonomie der beiden Ebenen ergibt sich daraus, dass beide durch *syntagmatische* sowie *paradigmatische* Achsen strukturiert sind und bei beiden zwischen *Form* und *Substanz* unterschieden werden kann (vgl. Eco 1972: 87 f.; Volli 2002: 55 f.).

minologie sowie die Annahme, dass beide Ebenen für die Sprache konstitutiv sind, hat sich seither weitgehend durchgesetzt. Aus dieser grundbegrifflichen Konstellation ergibt sich nun gleichermaßen die Möglichkeit wie die Notwendigkeit zweier »Analyserichtungen« (Baldinger 1998: 2122): Erstens die *semasiologische* Perspektive, die ausgehend von einer bestimmten Ausdrucksform nach den damit verbundenen Bedeutungen auf der Inhaltsebene fragt, zweitens die *onomasiologische* Perspektive, die ausgehend von einer bestimmten Inhaltsform die darauf verweisenden Formen auf der Ausdrucksebene identifiziert. Entsprechend kann die Semasiologie auch »Bedeutungslehre«, die Onomasiologie auch »Bezeichnungslehre« genannt werden (Lutzeier 1995b: 31). Die Trennung der Analyserichtungen darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Semasiologie und Onomasiologie »ein untrennbares methodologisches Ganzes« bilden und nur in Kombination ein vollständiges Bild der Sprache vermitteln (Baldinger 1998: 2141).

Ein Fallstrick liegt nun darin, dass das Untersuchungsmaterial der Sprachwissenschaft nur in der Form von *Ausdrücken* vorliegt, während der direkte Zugriff auf *Inhalte* prinzipiell verwehrt ist (Lutzeier 1985: 131). Dies führt dazu, dass die Semasiologie gewissermaßen auf festerem Boden steht als die Onomasiologie. Sie startet auf der Ausdrucksebene und nähert sich der Inhaltsebene mit Hilfe des Sprachgefühls der Linguisten.³² Die Onomasiologie dagegen muss zuerst eine konkrete Vorstellung einer Inhaltsform erarbeiten, um dann untersuchen zu können, mit welchen Ausdrücken diese im Sprachgebrauch bezeichnet wird. Solange es sich dabei um sachliche Dinge oder lebensweltlich unproblematische Begriffe handelt ist dies kein Problem. Die frühe Onomasiologie hat sich deshalb vor allem mit konkreten Dingen beschäftigt. Ein von Baldinger angeführtes Beispiel hierfür ist der Dreschflegel als ein begrifflicher Ansatzpunkt, der überall dort bekannt ist, wo es entsprechende Geräte gibt, »mögen sie im einzelnen auch ganz verschieden aussehen oder bezeichnet werden« (Baldinger 1998: 2119).³³ Aber auch abstraktere Begriffe sind unproblematisch, solange sie, wie Jost Trier schreibt, »durch die Zeit fest bleiben« (1973a: 456). So habe sich zum Beispiel die Bedeutung der Begriffe ›links‹ und ›rechts‹ trotz unterschiedlicher Bezeichnungen im mittel- und neuhochdeutschen nicht geändert. Die eigentliche Herausforderung sieht Trier dagegen in Begriffen aus

32 Lutzeier erläutert das wie folgt: »Über die Inhalte, die diese Ausdrücke aufgrund ihres Zugehörens zu einer bestimmten natürlichen Sprache besitzen, verfügen nur die Sprachteilnehmer der jeweiligen Sprache. Daher muß der Linguist im semantischen Bereich bewußt sein *Sprachgefühl* als heuristisches Prinzip einsetzen. Sein Sprachgefühl bringt ihn dazu, bestimmte Behauptungen aufzustellen, die an Hand von weiteren Überlegungen bestärkt werden sollten.« (Lutzeier 1985: 131).

33 Diese Art der Onomasiologie wurde später als »Dreschflegel-Onomasiologie« verspottet (Baldinger 1998: 2120).

dem Bereich der sittlichen Qualitäten, der Geistestätigkeiten, der Künste und Wissenschaften sowie der Lebensordnungen in Familie, Gesellschaft und Staat: »Da ist es nicht möglich, im einzelnen Begriff festen Fuß zu fassen und auf seine Dauerhaftigkeit zu vertrauen« (ebd.: 457). Trotz dieser Probleme hat sich die Onomasiologie seit den 1920er Jahren schrittweise auch mit komplexeren Begriffen und Strukturen der Inhaltsebene beschäftigt (vgl. Lutzeier 1995a: 12 f.; Baldinger 1998: 2120).

Ein gutes und für den vorliegenden Argumentationszusammenhang instruktives Beispiel für die Verknüpfung semasiologischer und onomasiologischer Analysen ist die wissenschaftstheoretische und begriffshistorische Auseinandersetzung mit dem Wissenschaftsbegriff. So schreibt Alwin Diemer im Vorwort des von ihm herausgegebenen Sammelbandes, dass die klassische Vorstellung einer »Wesensbestimmung« heute nicht mehr überzeuge. Vielmehr müsse jede Begriffsbestimmung »durch die Ebene des rein Sprachlichen bzw. des Sprachgebrauchs hindurchgehen und sich entsprechend filtern« (1970: v). Dazu sei ein doppelter Ansatz notwendig: Einerseits gelte es, auf der semasiologischen Ebene die Bedeutungen und Verweisungen des Begriffs »Wissenschaft« sowie verwandter Bezeichnungen wie »Episteme«, »Scientia« oder »Science« zu untersuchen, und zwar sowohl in synchroner wie in diachroner Perspektive (ebd.: 3). Andererseits sei zu berücksichtigen, dass sich bei all der dabei zu beobachtenden thematischen Variation auf der onomasiologischen Ebene »doch irgendwie ein ›intentional identisch Gemeintes‹ hindurchhält« (ebd.: v). Diesen »Invarianzen« gilt Diemers primäres Interesse (ebd.: 3), denn als Wissenschaftstheoretiker will er so gut wie eben möglich angeben, welche Kriterien ein moderner Wissenschaftsbegriff erfüllen muss (vgl. ebd.: 15–20). Im selben Sammelband weist auch Lutz Geldsetzer darauf hin, dass es sich die in der Begriffsgeschichte vorwiegend gepflegte Semasiologie verhältnismäßig leicht mache. Während sie sich ans Wort »Wissenschaft« halte und seine Etymologie aufstelle, zwingt die neuere Onomasiologie dazu, »ganze Begriffsfelder zu beobachten, welche mit der Sache: Wissenschaft zu tun haben« (1970: 88 f.). Deutlicher als Diemer allerdings weist Geldsetzer auf das Handicap dieser Methode hin: »Um Onomasiologie zu betreiben, muß man schon wissen und dartun können, was die Sache ist, welche einmal so, einmal anders bezeichnet worden ist« (ebd.: 89).

Während Diemer und Geldsetzer alles in allem optimistisch sind, den Spagat zwischen Semasiologie und Onomasiologie zu meistern, gibt sich Roy Harris (2005) deutlich skeptischer, denn seiner Ansicht nach hat sich die klassische Wissenschaftsgeschichte gewissermaßen doppelt verspekuliert. Zum einen habe sie semasiologisch nach der frühesten Verwendung des Wortes »science«, zum anderen onomasiologisch nach dem frühesten Aufkommen der *Idee* »science« gesucht. Beiden Ansätzen liege jedoch eine reozentrische Sprachphilosophie zugrunde, derzufolge sich die Bedeutung eines Wortes allein aus dem durch

es bezeichneten Gegenstand ergibt. Dagegen betont Harris die pragmatische Dimension der Sprache, derzufolge der Gebrauch der *Semantik* der Wissenschaft nicht zu trennen ist vom Vollzug der damit bezeichneten *Tätigkeit*. Harris problematisiert, wie oben (Kap. 4.1) schon dargestellt, die Trennbarkeit von Ausdrucksebene und Inhaltsebene, weil die Ausdrucksform ›Wissenschaft‹ selbst ein Moment der Inhaltsform ›Wissenschaft‹ ist – ein Problem, welches Soziologen und Historikern sofort einleuchtet, von analytischen Philosophen dagegen ausgeklammert wird. Ein weiterer Fallstrick onomasiologischer Forschung besteht nach Harris darin, der Wissenschaft eine Vergangenheit zuzuschreiben, die viel weiter zurückreicht als es inhaltlich gerechtfertigt wäre. Für das wissenschaftliche Denken sei es charakteristisch, die eigenen Kriterien retrospektiv anzuwenden und entsprechend bereits im antiken Griechenland, im pharaonischen Ägypten, in Babylon und schließlich auch in der Urgeschichte Frühformen der Wissenschaft zu entdecken. So werde etwa Aristoteles gerne als Begründer oder zumindest Vorläufer der modernen Naturwissenschaft dargestellt, obwohl seine Philosophie mit dem heutigen Begriff von Wissenschaft schlicht nicht vergleichbar sei. Zwar lassen sich Begriffe wie φιλοσοφία, ἐπιστήμη oder θεωρία je nach Kontext als ›science‹ übersetzen; doch ihr Sinn sei jeweils ein anderer als der des modernen Wissenschaftsbegriffs (vgl. Harris 2005: 5 f.).

Die Frage nach der onomasiologischen Identität des Begriffs ›Wissenschaft‹ ist keineswegs ein bloß philosophisches und begriffshistorisches Glasperlenspiel. Auch und gerade die Wissenschaftssoziologie und die Wissenschaftsgeschichte stehen oft vor dem Problem, dass sie – vor allem wenn sie einen historischen Strukturwandel der Wissenschaft behaupten – darlegen müssen, wie ihr Gegenstand beschaffen ist, und wie sich Veränderungen im historischen Verlauf beschreiben lassen. In diesem Sinne bestätigt Peter Weingart, dass die »generalisierende Rede von *der* Wissenschaft über den Zeitraum mehrerer Jahrhunderte und über die Grenzen verschiedener Nationen und Kulturen hinweg« unzulässig sei (2001: 38). Dennoch, so Weingart weiter, sei es vertretbar, von einer »Institution Wissenschaft« auszugehen, denn bei aller Vielfalt verstehe sich diese als eine »kosmopolitische Gemeinschaft« (ebd.). Allerdings vermeidet Weingart eine klare Bestimmung des epistemischen Status seines Wissenschaftsbegriffes. Einerseits spricht er von einem notwendig vereinfachenden Bezugsrahmen und einem historischen Konstrukt der »zentralen Elemente akademischer Wissenschaft«, andererseits vermutet er, dass sich »auf der Ebene von Diskursen« und in gebrochener Form auch »auf der Ebene gemeinsam geteilter Einstellungen und Verhaltensmuster« durchaus »reale Repräsentationen« dieser Elemente finden lassen (ebd.: 39). Kurz: Weingart ist sich bewusst, dass er für seine wissenschaftssoziologischen Studien eine »zeitunabhängige Identität« der Wissenschaft unterstellen muss, dass diese aber faktisch kaum

gegeben ist. Die These der vorliegenden methodologischen Überlegungen ist es, dass die Soziologie bezüglich des Umgangs mit diesem Dilemma von der Linguistik und der Begriffsgeschichte lernen kann.

Jede Beschäftigung mit semantischen Artefakten oszilliert notwendig zwischen semasiologischen und onomasiologischen Perspektiven. Ausführlich diskutiert werden die damit einhergehenden Probleme in der Begriffsgeschichte, die schon in den 1970er Jahren mit dem Vorwurf konfrontiert war, sich auf eine semasiologische Perspektive zu beschränken. Dieser Kritik begegnete Koselleck in erster Linie mit dem Hinweis, »daß jeder Begriff *eo ipso* auf seinen Kontext bezogen ist« und damit auf Gegenbegriffe, Ober- und Unterbegriffe, Begleit- und Nebenbegriffe verweise. Dies zwingt dazu, »neben semasiologischen Fragen nach eingrenzbaren Wortbedeutungen auch onomasiologische Fragen nach verschiedenen Benennungen gleicher Sachverhalte zu stellen« (Koselleck 2006: 101). Eine ähnliche Argumentation findet sich in Kosellecks Darstellung des Verhältnisses von Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. Bekanntlich hatte sich Koselleck immer dagegen gewehrt, erstere als Selbstzweck zu betreiben und darüber letztere als unwichtig abzutun. Vielmehr sei es eine zentrale Aufgabe der Begriffsgeschichte, »die Vielzahl der Benennungen für (identische?) Sachverhalte [zu] registrieren, um Auskunft darüber geben zu können, wie etwas auf seinen Begriff gebracht wurde« (Koselleck 1978: 30). Analog zur linguistischen Unterscheidung einer Ausdrucksebene und einer Inhaltsebene identifiziert Koselleck damit zwei Realitätsebenen, mit denen es die Geschichtswissenschaft zu tun hat: einerseits die in der Form konkreter Ereignisse stattfindende Sozialgeschichte, andererseits die sich in Form von sprachlichen Kondensaten äußernde Begriffsgeschichte. Die beiden Ebenen sind diesem Modell zufolge jeweils eingeschränkt autonom und das Ziel begriffsgeschichtlicher Forschung ist es, ihr Zusammenspiel zu rekonstruieren. Entsprechend betrachtet die Begriffsgeschichte »die Sprache einerseits [als] *Indikator* der vorgefundenen ›Realität‹, andererseits [als] *Faktor* dieser Realitätsfindung« (Koselleck 2006: 99, Herv. DK). Auch methodologisch steht die Begriffsgeschichte demnach vor einem ähnlichen Problem wie die Linguistik. Während diese keinen unmittelbaren Zugang zur Inhaltsebene der Sprache hat, so hat jene keinen unmittelbaren Zugang zu den Ereignissen der Sozialgeschichte, die ja im Moment ihres Stattfindens zur Vergangenheit werden und damit unwiderruflich verloren sind.

Wie aber lässt sich das Ziel, semasiologische und onomasiologische Perspektiven zu verknüpfen, methodologisch umsetzen? Die Antwort ist bereits mehrfach angeschnitten worden: Indem nicht einzelne Wörter, sondern *Wortfelder* oder *semantische Felder* untersucht werden. Hiermit ist auf eine Tradition innerhalb der linguistischen Semantik verwiesen, die sich gegen eine isoliert betriebene Einzelwortforschung wendet und stattdessen von der These ausgeht,

dass der Wortschatz einer Sprache unter anderem durch feldhafte Strukturen gegliedert ist. Folgt man Peter Rolf Lutzeier, dann geht es in der Wortfeldforschung darum, »das jeweilige Wort mit seinen vielfältigen Beziehungen zu anderen Wörtern zu erfassen und das sich ergebende Netz von Beziehungen als Ganzes zu verstehen« (1985: 118). Derartige Wortfelder fungieren dann als Rahmen für vielfältige *Sinnrelationen*, seien dies Ähnlichkeiten (z. B. totale oder partielle Synonymie), Oppositionsbeziehungen (z. B. Antonymie, Komplementarität) oder Hierarchisierungen (z. B. Hyponymie, Partonymie).³⁴ Umberto Eco spricht in diesem Zusammenhang auch von der Strukturierung des semantischen »Systems« durch semantische »Felder« und semantische »Achsen« (1972: 88–97). Der Grundgedanke der Wortfeldforschung lässt sich am besten anhand von Beispielen erklären. Ein klassischer Fall ist das Feld der Verwandtschaftsbeziehungen:³⁵ Wörter wie ›Mutter‹, ›Vater‹, ›Tochter‹, ›Sohn‹, ›Schwester‹, ›Bruder‹ etc. erhalten ihren Sinn erst durch ihre jeweilige Komplementarität und die Art und Weise, wie sie aufeinander bezogen sind. So blieben die Lexeme ›Mutter‹ und ›Tochter‹ ohne ihre sinnhafte Verknüpfung auf der Inhaltsebene unverständlich. Ein weiterer oft diskutierter Fall ist das Feld der Farben, bei dem das kontinuierliche Farbspektrum mittels der Sprache in ein diskretes Feld von einzelnen Farbwörtern gegliedert wird. Die konkreten Farbnamen definieren und begrenzen dann den durch benachbarte Farbnamen abgedeckten Bereich: ›Orange‹ ist der Teil des Spektrums, der weder ›rot‹ noch ›gelb‹ ist.

Die Idee, mit Hilfe der Feldmetapher die Gliederung des Wortschatzes zu untersuchen, findet sich seit den 1930er Jahren bei verschiedenen Autoren.³⁶ Als einer der wichtigsten Ideengeber gilt dabei der schon erwähnte Jost Trier, der seinen Ansatz 1931 wie folgt skizziert:

»Kein ausgesprochenes Wort steht im Bewußtsein des Sprechers und Hörers so vereinzelt da, wie man aus seiner lautlichen Vereinsamung schließen könnte. Jedes ausgesprochene Wort läßt seinen Gegensinn anklängen. Und noch mehr als dies. In der Gesamtheit der beim Aussprechen eines Wortes sich empordrängenden begrifflichen Beziehungen ist die des Gegensinns nur eine und gar nicht die wichtigste. Neben und über ihr taucht eine Fülle anderer Worte auf, die dem ausgesprochenen begrifflich enger oder ferner benachbart sind. Es sind seine Begriffsverwandten. Sie bilden unter sich und mit dem ausgesprochenen Wort ein gegliedertes Ganzes, ein Gefüge, das man Wortfeld oder sprachliches Zeichenfeld nennen kann. Das Wortfeld ist zeichenhaft zugeordnet einem mehr oder weniger geschlossenen Begriffskomplex, dessen innere Aufteilung sich im gegliederten Gefüge des Zeichenfeldes darstellt, in ihm für die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft gegeben ist. Dies in einem inhaltlich zusammengehörigen Teilausschnitt des Wortschatzes – eben dem Wortfeld –

34 In der Literatur wird zwar zwischen der *Theorie der Wortfelder* und der *Theorie der Sinnrelationen* unterschieden, zugleich aber werden die beiden Ansätze als zwei Seiten desselben Phänomens dargestellt. Siehe dazu ausführlicher Lyons (1980: 242–345), Lutzeier (1985: 105–128) und Löbner (2003: 116–153).

35 Ein ausführlicher Exkurs hierzu findet sich bei Löbner (ebd.: 136–150).

36 Die klassischen Texte sind wiederabgedruckt in Schmidt (1973b). Eine historisch-systematisierende Darstellung der verschiedenen Paradigmen hat Herbermann (1995) vorgelegt.

sichtbar werdende Gefüge ist also die äußere, zeichenhafte Seite der begrifflichen Aufteilung, die jener Begriffskomplex, Begriffsblock, Begriffsbezirk durch und für die Sprachgemeinschaft erfährt. Die das Wortfeld, den Wortmantel, die Wortdecke mosaikartig zusammensetzenden Einzelworte legen – im Sinne ihrer Zahl und Lagerung – Grenzen in den Begriffsblock hinein und teilen ihn auf.« (Trier 1973b: 1).

Auch wenn Trier hier offensichtlich noch mit der Terminologie ringt, kommt der Grundgedanke sehr klar zur Geltung: Jedes Wortfeld hat eine »Formseite« und eine »Inhaltsseite« (Lutzeier 1995a: 13). Damit spiegelt sich auch hier die für die Linguistik insgesamt konstitutive Unterscheidung von Ausdrucksebene und Inhaltsebene. Bis heute gibt es jedoch keine allgemein akzeptierte Bezeichnungen für diese beiden Seiten. Mit Bezug auf die Ausdrucksebene wird in der Literatur von Wortfeldern, lexikalischen Feldern oder Zeichenfeldern gesprochen, mit Bezug auf die Inhaltsebene von semantischen Feldern, Begriffsfeldern oder Sinnfeldern.³⁷ Die Terminologie der Wortfeldforschung kommt demnach eher uneinheitlich daher, und tatsächlich wäre es ein Irrtum, hier von einer abgeschlossenen oder gar verbindlichen Theorie auszugehen. Vielmehr lassen sich mehrere Wortfeldmodelle unterscheiden, die jeweils von bestimmten Autoren zu bestimmten Zeiten verwendet wurden. Vor diesem Hintergrund betont Clemens-Peter Herbermann, dass es »den linguistischen Feldbegriff« nicht gebe (1995: 286) und dass es in der konkreten Forschung unabdingbar sei, anzugeben, auf welche Konzeption man sich beziehe (ebd.: 287). Die vorliegende Arbeit orientiert sich vorwiegend an der von Lutzeier vorgeschlagenen Terminologie, in welcher der Ausdruck *Wortfeld* für die Formseite steht und als »äußere Hülle« für diejenigen Sinnrelationen fungiert, die das *semantische Feld* auf der Inhaltsseite strukturieren (Lutzeier 1985: 118; 1995a: 15–22). Ein Vorteil von Lutzeiers Ansatz ist, dass er sich einerseits klar in die Tradition von Trier einordnet, andererseits aber dessen sehr restriktive Definition von Wortfeldern ein Stück weit lockert und damit forschungspraktisch vielseitigere Verwendungen ermöglicht.

Bevor nun der Bogen zurück zur hier interessierenden Semantik der Praxis geschlagen wird, gilt es noch, eine Warnung bezüglich der forschungspraktischen Reichweite der linguistischen Wortfeldforschung auszusprechen. Es wurde ja schon erwähnt, dass in der Begriffsgeschichte in letzter Zeit vermehrt die Forderung zu hören ist, sich nicht auf einzelne Begriffe zu beschränken, sondern diese im Kontext von »semantischen Netzen« (Reichardt 2000: 127) oder »semantischen Feldern« (Bödeker 2002: 116) zu betrachten. Vor diesem Hintergrund fällt auf, dass die Wortfeldanalyse von der Begriffsgeschichte zwar als relevant angeführt, bislang aber nicht systematisch rezipiert wurde. Wie ist

37 Dazu kommt, dass im Englischen der deutsche Begriff Wortfeld meist als »semantic field« übersetzt wird.

das zu erklären? Ausschlaggebend dürften nach wie vor die Grenzen der Disziplinen sein: Die Wortfelder, für die sich die Linguistik interessiert, haben fast gar nichts mit den Wortfeldern zu tun, die für die Begriffsgeschichte relevant sind. In der Linguistik werden Wortfelder vor allem im Rahmen der Lexikologie thematisch, die darauf zielt, Aspekte des Wortschatzes einer Sprache zu erfassen und mit dem Wortschatz anderer Sprachen zu vergleichen (vgl. Lutzeier 1995b). In der konkreten Forschung verlangt der dabei angesetzte analytische Tiefgang allerdings eine Begrenzung auf wenige Lexeme der Alltagssprache.³⁸ Die Begriffsgeschichte dagegen zielt nach wie vor auf besonders bedeutsame Grundbegriffe, also weniger auf den Alltagsgebrauch von Sprache als auf den Sprachgebrauch in der politischen, wissenschaftlichen oder sonstwie kulturell aufgeladenen »Höhenkammliteratur« (Koselleck 2006: 536–540). Die Begriffsgeschichte versteht unter Begriffen höher aggregierte Sinneinheiten als die Linguistik,³⁹ womit sich die Vermutung aufdrängt, dass die Komplexität von Grundbegriffen im Sinne der Begriffsgeschichte im Rahmen von streng linguistischen Wortfeldanalysen nicht handhabbar ist – ein Problem, auf das Jost Trier übrigens schon früh aufmerksam gemacht hatte. In seinem 1968 veröffentlichten Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte der Onomasiologie konstatiert er, dass diese in den 1920er Jahren »zum vollen Bewußtsein dieser ihrer Notlage« gekommen sei und seither dazu neigte, »vor Begriffen der angedeuteten Art zu resignieren« (Trier 1973a: 457). Allerdings wäre es eine unverhältnismäßige Reaktion, angesichts dieser Schwierigkeiten auf eine Rezeption linguistischer Methoden zu verzichten. Mein Vorschlag ist vielmehr, die Theorie semantischer Felder pragmatisch und heuristisch einzusetzen, um die Semantik der Praxis so gut es eben geht einzukreisen und daraufhin einer weitergehenden Analyse – die letztlich eine soziologische sein wird – zu unterziehen. Eine derartige Verwendung der Wortfeldidee kann sich dabei durchaus auf ihren Begründer beziehen, denn Trier selbst hat die Feldbetrachtung als »praktisches Hilfsmittel« (ebd.: 456) beschrieben und hervorgehoben, »daß sie aus der praktischen Forschung selbst mit Notwendigkeit hervorgegangen ist« (ebd.: 464).

Die Unterscheidung von Semasiologie und Onomasiologie in Kombination mit der Theorie semantischer Felder ermöglichen es nun, die sperrige Vorstellung einer Semantik der Praxis begrifflich präzise zu fassen. Der letzte Abschnitt (Kap. 5.2) hatte sich semasiologisch, d. h. ausgehend von der *Ausdrucksebene*, mit dem Praxisbegriff beschäftigt. Dabei war deutlich geworden, wie schwer

38 Timmermann (2007) z. B. untersucht in seiner Dissertation das Wortfeld ›Gewässer‹ im Französischen, Deutschen, Englischen und Spanischen.

39 Während in der Linguistik *Begriffe* meist als Entitäten der Inhaltsebene im Gegensatz zu *Wörtern* als Entitäten der Ausdrucksebene verstanden werden, argumentiert die Begriffsgeschichte gerade umgekehrt: für sie sind Begriffe per Definition mehr als »bloße Wortbedeutungen« (Koselleck 2006: 99).

es ist, die *Inhaltsebene* des Begriffes zu bestimmen und seine Bedeutung zu explizieren. Es wurde deshalb vorgeschlagen, den Begriff zunächst strikt auf den Kontext der Unterscheidungen von ›Theorie und Praxis‹ sowie von ›Wissenschaft und Praxis‹ zu beziehen und ihn im Rahmen solcher Schemata als funktional zu betrachten. Damit wurde eine Erkenntnis vorweggenommen, die sich erst jetzt klar benennen lässt: Nur durch seine Position im semantischen Feld kommt dem Ausdruck ›Praxis‹ Bedeutung zu. Das Feld beschränkt sich allerdings nicht auf die Positionierung des Praxisbegriffes in Opposition zu den Begriffen der Theorie und der Wissenschaft, vielmehr enthält es offensichtlich eine Reihe weiterer semantischer Achsen. Im Kern des Feldes finden sich zum Beispiel Semantiken wie die der Nützlichkeit oder die der Wahrheit. Dazu kommen historische Sinnschichten, die an der Feldstruktur mitgewebt haben: Sei es die antike Trias von *θεωρία*, *ποίησις* und *πρᾶξις* oder die mittelalterliche Trias von ›scientia‹, ›ars‹ und ›prudentia‹. Offensichtlich liegt hier ein vielschichtiges und komplexes semantisches Feld vor. Verglichen mit den von der Wortfeldforschung beispielhaft untersuchten Wortfeldern – man denke an die Verwandtschaftsbeziehungen oder das Farbspektrum – erscheint das semantische Feld der Praxis allerdings in besonderer Weise von sozialen und historischen Kontexten abhängig zu sein. Die Bedeutungen seiner Begriffe unterliegen damit in einem radikaleren Sinn historischen Schwankungen als die Bedeutungen von normalen Lexemen der Alltagssprache. Dies erklärt sich unter anderem dadurch, dass das hier interessierende Feld als *diskursiver* Zusammenhang begriffen werden muss und sich dadurch von den gewöhnlich stabileren und systematischer in den Wortschatz integrierten Wortfeldern der Alltagssprache unterscheidet. Eben deshalb spreche ich von *Praxisdiskursen* und meine damit jene kommunikativen Prozesse, in denen die Semantik der Praxis laufend restrukturiert und rekonstituiert wird.

5.4 Konsequenzen

Das Ziel des Kapitels war es, Praxisdiskurse auf der Ebene von semantischen Feldern aufzuspüren und damit für die empirische Forschung zu erschließen. Wenn immer also von ›Praxisrelevanz‹, ›Anwendungsorientierung‹ oder ›nützlicher Wissenschaft‹ die Rede ist, wird ein semantisches Feld und eine dieses strukturierende diskursive Ordnung aufgerufen. Damit ist auch der Bogen von der Semasiologie zur Onomasiologie geschlagen. Nur mit ihrer Hilfe kann untersucht werden, wie Praxisdiskurse in der wissenschaftlichen Kommunikation thematisiert und aktualisiert werden. Das Ziel der historisch-soziologischen Semantikanalysen der nächsten drei Kapitel ist eine Rekonstruktion der sich wandelnden Bezeichnungen, Begrifflichkeiten und Metaphern, mit denen sich

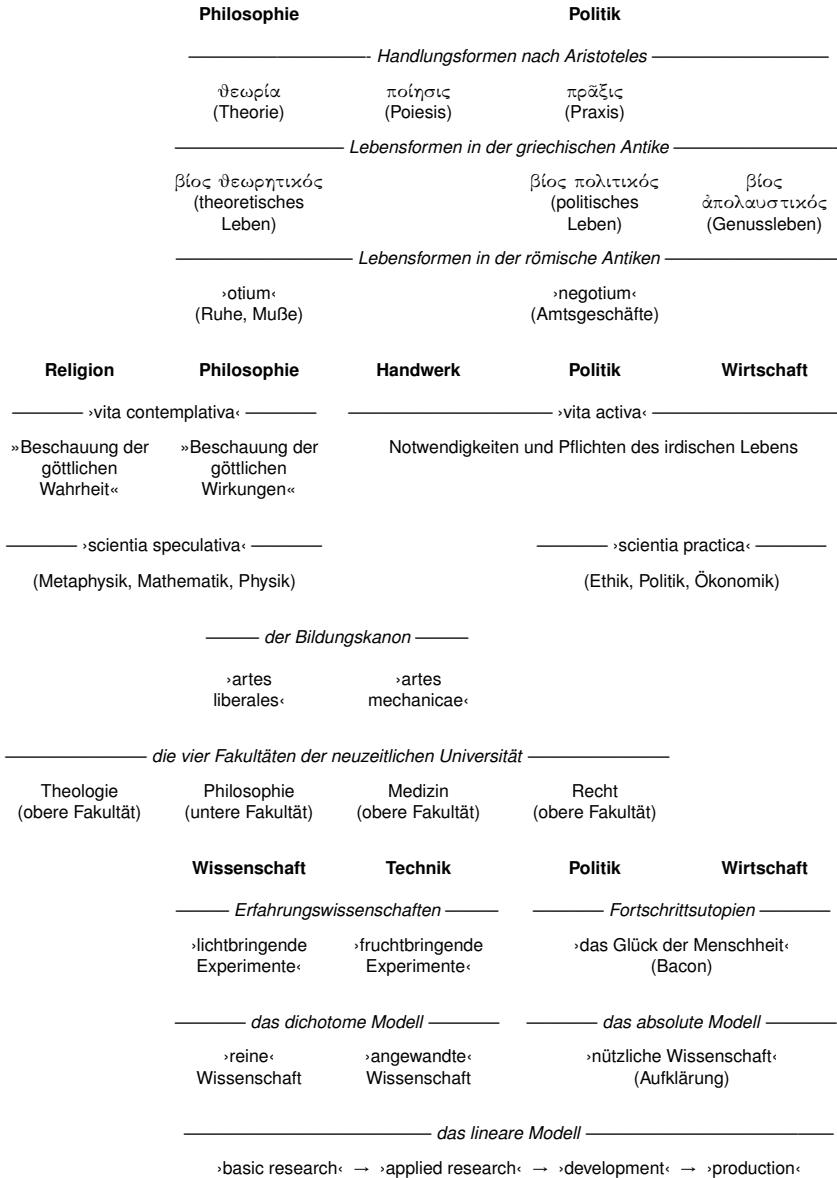
Praxisdiskurse, aber auch Autonomiediskurse – es wird sich zeigen, dass diese oft eng miteinander verwoben sind – in das Wissenschaftssystem einschreiben.

Abbildung 5.2 präsentiert eine Auswahl von historischen Semantiken in Form eines semantischen Feldes. Die stark vereinfachte Darstellung dient hier nur als erster Überblick über einzelne Leitsemantiken, die als kondensierter Ausdruck historischer Autonomie- und Praxisdiskurse verstanden werden können. In der vertikalen Dimension des Feldes ist die *diachrone* Genese angedeutet, wobei damit nicht gesagt sein soll, dass die jeweils aktuellen Semantiken die alten Terminologien ersetzen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass sich die Sinnbezüge im Verlauf der Geschichte immer weiter verdichten, wobei ältere Semantiken ihre Vorrangstellung verlieren, ohne deshalb ganz in Vergessenheit zu geraten. Beispielsweise ist es in den Geistes- und Sozialwissenschaften bis heute möglich, zur Reflexion Wissenschaftlichen Handelns auf die aristotelische Unterscheidung von ›Theorie‹, ›Praxis‹ und ›Poiesis‹ zurückzugreifen. In der horizontalen Dimension des Feldes stehen die *synchronen* Beziehungen im Vordergrund, insbesondere Kategorisierungen und sich jeweils gegenseitig definierenden Komplementärbegriffe. Hier fällt zunächst auf, dass man es in der westlichen Kulturgeschichte weniger als erwartet mit Dualismen zu tun hat, sondern vielmehr mit einer Reihe von semantischen Superkategorien im Sinne von Roy Harris, die in der Moderne als ›Religion‹, ›Wissenschaft‹, ›Technik‹, ›Politik‹ und ›Wirtschaft‹ systemischen Charakter annehmen.

Die folgenden historisch-soziologischen Studien unterziehen die hier nur angerissenen Semantiken einer genaueren Analyse. Es wird sich dabei immer wieder zeigen, dass sich Praxisdiskurse nicht ohne weiteres von Autonomiediskursen isolieren lassen. Bei beiden Diskurstypen handelt es sich, wie oben (Kap. 4.4) erläutert, um Reflexionsdiskurse, mit denen die Wissenschaft sich selbst beobachtet. Die Aufeinanderbezogenheit von Autonomiediskursen und Praxisdiskursen hat jedoch nichts mit Entdifferenzierung zu tun, sondern lässt sich mit Hilfe der Unterscheidung von Semantik und Diskursen erklären. Auf der Ebene der Semantik bilden Wissenschaft und Praxis gewissermaßen eine Einheit, sie sind Momente desselben Feldes und bilden ein kommunikatives Kontinuum. Diskurse dagegen differenzieren sich innerhalb dieser Semantik aus und sind funktional auf die operative Ebene eines tragenden Sozialsystems, in diesem Fall die Wissenschaft, bezogen.

Bevor mit den empirischen Studien begonnen wird, müssen noch zwei potenzielle Missverständnisse angesprochen werden. Das erste betrifft den epistemischen Status des semantischen Feldes. Die vorliegende Arbeit beansprucht nicht, die objektive Struktur eines im Sprachschatz verankerten Feldes zu rekonstruieren. Während in einigen der klassischen Wortfeldtheorien eben dieser Anspruch erhoben wurde, kann er in einer beobachtungstheoretisch argumentierenden soziologischen Arbeit kaum aufrechterhalten werden. An seine

*Abbildung 5.2: Wissenschaft und Praxis als semantisches Feld
(Antike – Mittelalter – Neuzeit – Moderne)*



Stelle tritt die pragmatische Annahme, dass es im Rahmen wissensoziologischer Forschung möglich und produktiv ist, wissenschaftliche Kommunikation auf ihre Thematisierung der Praxis hin zu beobachten. Ähnlich wie Luhmann seine Abhandlung über *Soziale Systeme* mit der heuristischen Aussage beginnt, »daß es Systeme gibt« (Luhmann 1984: 30),⁴⁰ geht die vorliegende Arbeit davon aus, dass es ein semantisches Feld gibt, in welchem das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis eine die jeweilige historische Gegenwart strukturierende Form findet. Diese Annahme aber, auch das wird bei Luhmann deutlich, ist keine bloß analytische Konstruktion, denn im Verlauf der Analyse wird die heuristische Existenzbehauptung eingeholt und aufgehoben. Es gilt, mit anderen Worten, theoretische Erkenntnisse und empirische Beobachtungen in eine *selbsttragende Beschreibung von Autonomie- und Praxisdiskursen* zu integrieren, deren Realitätsgehalt in der Kohärenz der Konstruktion und nicht in einer Übereinstimmung mit einer jenseits der Beobachtung liegenden Außenwelt – etwa dem von der kognitiven Semantik postulierten Langzeitgedächtnis der Sprachteilnehmer – liegt.⁴¹ Der epistemische Status des semantischen Feldes ist also in erster Linie instrumentell-heuristisch zu denken. So wurde ja schon darauf hingewiesen, dass Jost Trier in der Feldebetrachtung ein »praktisches Hilfsmittel« für die Probleme der historischen Onomasiologie gesehen hatte (1973a: 456). Auch Umberto Eco geht davon aus, dass semantische Felder in erster Linie »Instrumente« sind, »die man zur Erklärung der signifikanten Oppositionen braucht, um eine bestimmte Gruppe von Botschaften untersuchen zu können«

40 Diese Aussage ist in der Rezeption häufig als essentialistische Behauptung missverstanden worden. Luhmann selbst hat aber keinen Zweifel daran gelassen, dass Systeme nur *dann* real sind, *wenn* sie als Systeme beobachtet und von einer Umwelt unterschieden werden (Luhmann 1990a: 65, Fn. 69). An anderer Stelle betont er, dass es weder ein System noch eine Umwelt gibt, wenn man von Erkenntnis absieht, und ergänzt dazu: »Deshalb haben wir oben *gesagt*, es gibt Systeme« (Luhmann 1988: 13, Herv. im Orig.).

41 Luhmann hat seine Theorie im Spätwerk auch als ein »Begriffsspiel« beschrieben, das an sich selber Halt »sucht« (1997: 1094) – und »findet« (ebd.: 1132). Wenn man es riskiert, die entsprechenden Passagen in der *Gesellschaft der Gesellschaft* literaturwissenschaftlich zu interpretieren, dann zeigt sich, dass Luhmann diese These performativ entwickelt. Im letzten Kapitel des Buches finden sich nämlich an den zwei eben zitierten Stellen zwei fast identische Passagen, so dass man zunächst an einen vom Lektor übersehenen Fehler denkt. In der ersten Passage (ebd.: 1094) reagiert Luhmann auf unbefriedigende Selbstbeschreibungen der Gesellschaft durch Schlagworte wie ›Information‹ oder ›Risiko‹ und deutet an, dass nach besseren Beschreibungen *gesucht* werden muss (nur am Rande sei hier vermerkt, dass Nowotny et al. 2001 umgekehrt an genau jenen Begriffen festhalten und die aktuelle Gesellschaft als Wissensgesellschaft und Risikogesellschaft beschreiben). Wenig später präsentiert er dann seine Vorstellung einer soziologischen Beschreibung der Gesellschaft in der Gesellschaft als »reflektierte Autologie« (Luhmann 1997: 1128–1142), wiederholt dort die Passage mit dem Begriffsspiel, ersetzt nun aber das ›sucht‹ durch ein ›findet‹. Mit anderen Worten: Soziologische Beobachtung bedeutet *zu suchen und zu finden*. In diesem Sinne hat auch Mölders (2011: 188–201) die Allegorie des Suchens und Findens als methodologisches Postulat systemtheoretischer Beobachtung beschrieben.

(1972: 98). In genau diesem Sinne können die hier angedeuteten semantischen Felder als Schlüssel zur Untersuchung von Autonomie- und Praxisdiskursen dienen.

Die zweite Bemerkung betrifft die Frage nach der disziplinären Orientierung der folgenden Studien. Die Rekonstruktion des semantischen Feldes darf nicht als philologischer oder philosophiehistorischer Exkurs missverstanden werden, denn das Erkenntnisinteresse ist und bleibt ein soziologisches, und zwar in einem doppelten Sinne: Zum einen aufgrund der Vermutung, dass die hier untersuchten Semantiken bis heute in die Strukturen wissenschaftlicher Kommunikation hineinwirken und damit eine Art Tiefenschicht des Wissenschaftssystems bilden, zum anderen weil sie durchweg auch als differenzierungstheoretische Figuren gelesen werden können. Wie sich zeigen wird, kommen schon in der platonischen und aristotelischen Unterscheidung von Theorie und Praxis Vorstellungen über soziale Schichten sowie über das Verhältnis gesellschaftlicher Wertsphären zum Ausdruck. Da die zentrale These der vorliegenden Arbeit eine differenzierungstheoretische ist – behauptet wird, dass es sich bei Praxisdiskursen um ein Strukturmoment des sozialen Systems der Wissenschaft und gerade nicht, wie es oberflächlich scheinen könnte, um ein Entdifferenzierungsphänom handelt – ist es unabdingbar, die historischen Semantiken auf ihre Implikationen für die jeweils zeitgenössischen Formen sozialer Differenzierung hin zu durchleuchten.

